V. d. Germ.

1188/1

~~Sf. in Smitzh. p. 499.~~

~~Of = 35 19 =~~

R. C. germ

1288

<36624146840014

<36624146840014

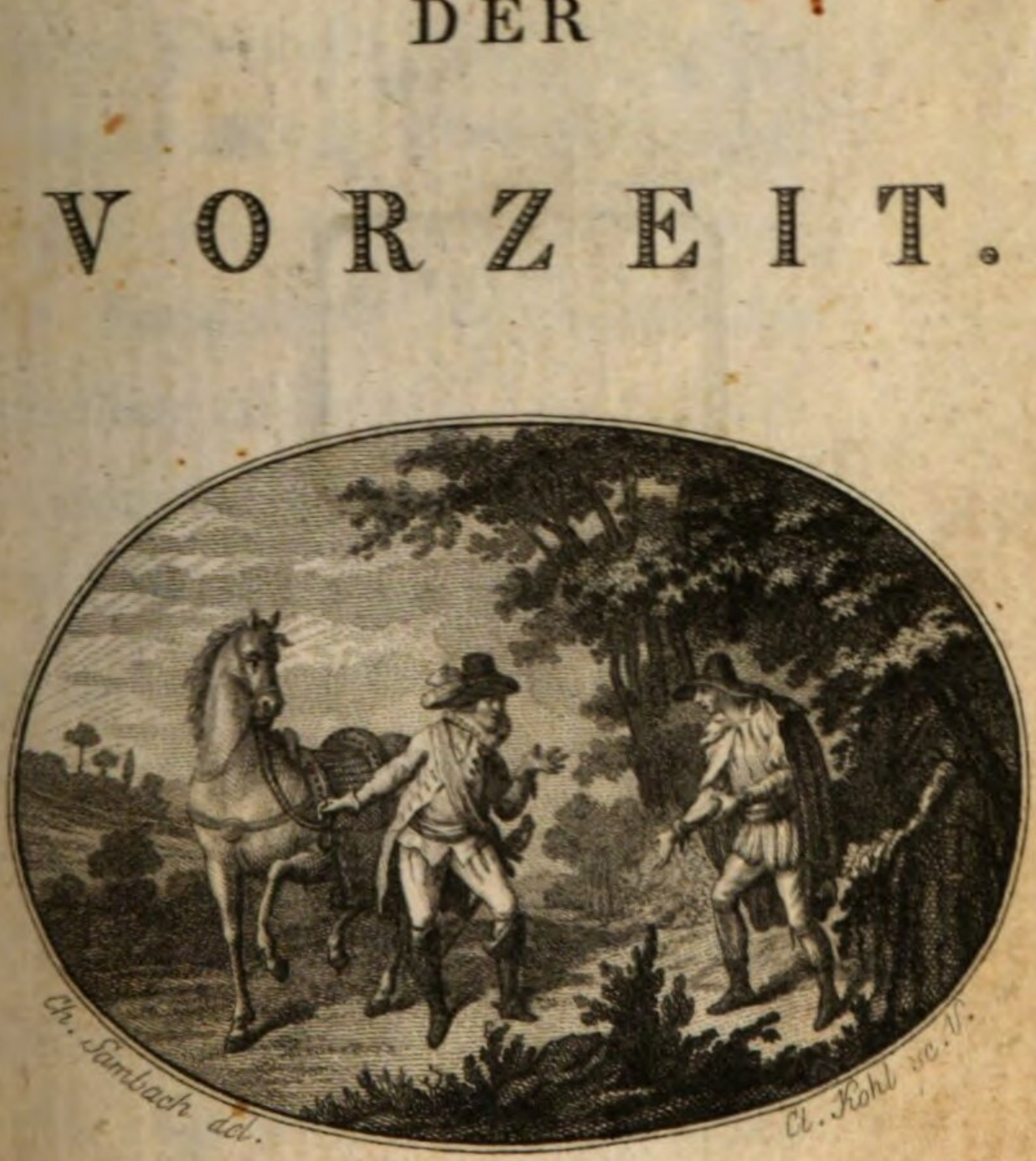
Bayer. Staatsbibliothek

Ch. Sambach del. Cl. Kohl sc. V.

RUINEN

DER

VORZEIT.



Mit Kupfern.

BRESLAU UND LEIPZIG.
bey Wilhelm Gottlieb Korn.
1793.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einige Freunde der Wahrheit im romantiſchen Gewande verbanden ſich vor vielen Jahren, eine Sammlung unterhaltender Novellen zu liefern. Das Schickſal trennte ſie, und ihr Vorhaben blieb unausgeführt. Nur weniges ward vollendet, und dieſs wenige erſcheint hier unter einem Titel, der ſo wohl auf den Inhalt des Werkchens ſelbſt, als auch auf die traurige Zerſtörung jenes Zirkels echter deutſcher Art hindeuten ſoll.

Möchten doch die zerſtreuten Mitglieder jenes Bundes, wenn

sie ihre Arbeit jetzt lesen, neuen Beruf fühlen, das fortzusetzen, was sie mit so grosem Eifer begannen! — Möchte doch Einer, der so lange nichts von sich wissen liefs, seine treuen Freunde von seinem Aufenthalt und Zustande vergewissern! Dieſs sind meine innigsten Wünsche, theure, entfernte Freunde! — Ihr werdet mich erkennen, und vielleicht bey Lesung dieser Zeilen dem Andenken eines Mannes eine Thräne weihen, der, ach! allzu oft dieſs traurige Opfer der Freundschaft Euch zollen muſs.

Der Herausgeber.

Inhalt

zum

erſten Bande.

Eduard der Kühne, oder die Flucht des engliſchen Prätendenten. *Pág.* 1

Sonderbare Begebenheit aus den unglücklichen Tagen Carl des Zweyten, Königs von England. — 139

Die Herzoginn von Cerifalco. — 163

Die Grafen P. in Venedig. — 189

Des Grafen Julius von F. Rettung aus den Händen der Inquiſition in Madrit im Jahre 1745. — 237

Eduard der Kühne,

oder

die Flucht

des

englischen Prätendenten.

Der sieben und zwanzigste Aprill des Jahres 1746 war der Tag des entscheidenden Treffens, wodurch das ganze bisher gehabte grosse Glück Eduards des Kühnen binnen einer halben Stunde vernichtet wurde, wodurch dieser tapfere Prinz sich auf einmahl von dem bald erreichten Throne zum elenden Flüchtlinge herab gesetzt sah, und noch sein Schicksal preisen mufste, dafs er von Cullodens blutigen Ebenen unbemerkt entkommen war, dafs der siegreiche Herzog von Cumberland nicht auch ihn, wie den gröfsten Theil seiner noch lebenden getreuen Schot-

ten, gefangen nahm, und im Triumphe nach London führte.

Er — über deſſen Haupte endlich das Diadem ſchwebte, das ihm ſchon vor ſeiner Geburt unrechtmäſsiger Weiſe entriſſen ward — er, der überall die Ehre eines Königes genoſſen hatte — er irrte nun zu Fuſse, von Todesangſt betäubt, in wüſten Einöden umher!

Sein Körper war in der Schlacht verwundet worden. Heftig ſtrömte ſein Blut. Ohne Verband wurden ſeine Schmerzen mit jedem Schritte ſchrecklicher. Und überall war kein Ausweg; überall ſtellten ſich Tod und Verderben ſeinen Augen dar.

Ehe noch das unglückliche Treffen ihn ins Elend hinab ſtieſs, da ſchon ſetzte man zu London einen Preis von dreyſsig tauſend Pfund Sterlingen auf ſein Haupt.

Würde er alſo entdeckt, wovor ihn kein Augenblick ſicherte, ſo harrete ſeiner das ſchmachvollſte Lebensende; und blieb er

auch unerkannt, fand aber keinen ſichern Zufluchtsort, ſo war Verſchmachten in der Wüſte ſein Loos.

So gräſslich von Furcht und Schmerz gefoltert, ging er, ohne zu wiſſen, wohin, immer weiter und weiter, bis endlich die Sonne unter zu gehen begann, und der Hafen Arizaig in der Dämmerung vor ihm lag. Troſt gewährt dem müden Wanderer die erreichte Herberge: aber unſerm unglücklichen Prinzen gewährte der Anblick eines bewohnten Ortes nur Entſetzen. Er ſtand, ſchritt weiter, und ſtand wieder. Unentſchloſſen war er, unentſchloſſen blieb er. Die Dämmerung verlor ſich, indeſſen allmählich der letzte Sonnenſtrahl ſchwand am ſchwarzen Horizonte; eine ſchaurige Luft durchwehte die öde Heide, Hunger, Durſt und die brennende Pein in den noch immer blutenden Wunden, wurden jeden Augenblick heftiger, und unſers Helden Entſchluſs war endlich gefaſst: er ging.

Er pochte an das erſte Haus. „Wer da?" rief eine weibliche Stimme. „Ein armer flüchtiger Soldat, der ohne eure Hülfe verloren iſt!" war Eduards Antwort. Die Thür öffnete ſich; eine geſchäftige Hand zog ihn ſchnell hinein.

Dürftigkeit und Gefälligkeit wohnten in dieſem Hauſe. Die Wirthinn, eine arme Schifferinn, erſchrak heftig, da ſie einen vor Froſt erſtarrten und mit Blute bedeckten Krieger herein treten ſah. Schnell hohlte ſie Waſſer herbey, die Wunden ihres Gaſtes zu reinigen, vollzog dieſs Geſchäft mit der gröſsten Sorgfalt und Behuthſamkeit, verband ihn, trug ſodann alles auf, was ihr kleiner Hausrath vermochte, und ſetzte ſich traulich an ſeine Seite. Mitleidsvoll erkundigte ſie ſich nun um das Schickſal ihrer Landsleute. Eduard war im Begriffe, ihr die blutige Niederlage zu ſchildern; plötzlich wurde raſch und ſtark gepocht.

„Mein Mann!" rief die Wirthinn, und flog freudig zur Thüre hinaus.

Ein langer hagerer Schiffsknecht trat jetzt in die Stube, both dem Prinzen einen guten Abend, und fragte ihn, ob er von Eduards Gefolge wäre. „Ein Haufen engliſcher Reiter," ſetzte er trocken hinzu, „ſind eben angelangt, um den Prinzen zu ſuchen; denn man vermuthet ihn ſehr ſtark in dieſer Gegend."

Wer mag des unglücklichen Eduards Schrecken bey dieſer Nachricht ſchildern! Kaum raſtete ſein Fuſs, kaum hatte ſeinen Gaumen der érſte Trunk gelabet, kaum hatte ſein Mund den erſten Biſſen empfangen, und ſchon ſah er ſich wieder genöthiget, weiter zu fliehen. Denn gab er ſich ſeinem Wirthe zu erkennen, wie viel wagte er da nicht! und blieb er, ohne ſich zu verbergen, in dieſem Hauſe, ſo war ſein Untergang gewiſs.

Unſers Helden Entſchluſs war bey die-

ſen Umſtänden ſchnell gefaſst. Er ſtellte ſich geſtärkt, und gab vor, groſses Verlangen nach ſeiner Heimath zu haben. Umſonſt ermahnte ihn die beſorgte Schifferinn, ſeine Wunden zu ſchonen; umſonſt drang die gute Frau in ihn, wenigſtens dieſe Nacht noch in ihrem Hauſe zu verbleiben. Er war nicht zu überreden, theilte ſeine Barſchaft mit ihr, und bath ſich, unter dem Vorwande, daſs ſeine Kleider blutig wären, die ſchlechteſten von ihrem Manne dafür aus. Seine Bitte wurde gewährt, und Eduard floh, in dem Anzuge eines Bettlers, aus des Seemannes Hauſe.

Wer die wilden, öden, fürchterlichen Gegenden der ſchottiſchen Küſte kennt, der denke ſich nun wieder unſern Helden, wie er allein, ohne Nahrung, mit den wüthendſten Schmerzen ſeiner gereizten Wunden belaſtet, und ohne Ausſicht einer beſſern Zukunft in dieſem ſchrecklichen Orte herum irrt; wie er bey dem Rauſchen jedes

Blattes, gleich dem ſchüchternen Rehe, vor ſeinen Verfolgern erbebt; wie er, im grauſen Dunkel der Nacht, matt und kraftlos auf den kalten Boden ſich wirft, vor Seelenangſt und körperlicher Pein keines ſanften, erquickenden Schlummers zu genieſsen vermag, bis endlich die Strahlen der Sonne ſein Elend aufs neue erwecken, und ſeinen ſchon wunden Fuſs weiter zu fliehen vermahnen.

Tage lang ſtrich er umher, ohne einen Biſſen Brot und einen Trunk Waſſer zu ſich zu nehmen. Dann erſt, wenn ſein Hunger in Verzweiflung überging; dann erſt, wenn die Qualen der lechzenden Zunge ſein Innerſtes durchbebten, und in ſeiner gräſslichen Geſtalt der Tod ihm drohte; dann erſt bettelte er im nächſten Hauſe ein Stück Brot und einen Trunk Waſſer. Zitternd, daſs er erkannt werden möchte, floh er raſtlos weiter, und der dargereichte Trunk labte ſeine Seele nicht, weil er

ihm mit Gefahr ſeines Lebens erkaufen muſste.

So ward ſein Elend mit jedem Tage neu, mit jedem Tage gröſser, bis endlich der entnervte Fuſs ihm ſeine Dienſte verſagte; bis endlich, aller Kräfte beraubt, ſein Körper unterlag, und der ermattete Geiſt ſeinen jammervollen Aufenthalt zu verlaſſen ſtrebte. Zwey Tage lang blieb er in dieſem ſchrecklichen Zuſtande im Walde liegen, nagte an einer harten Brotrinde, und bath den Schöpfer um Auflöſung, um das befreyende Ende aller ſeiner Leiden.

Doch, er war noch gröſserem Jammer aufgehoben. Seine Kräfte begannen ſich wieder zu ſammeln, und von Durſt und Hunger gefoltert, wagte er noch ein Mahl den Verſuch, ſeinen nach Stärkung ſchmachtenden Körper zu befriedigen. Er ging, oder wankte vielmehr den ganzen Tag auf ungebahnten Wegen, ritzte die zitternden

Füſse an Dornen blutig, und taumelte oft von ſteilen Anhöhen herab, daſs er lange Zeit, ſeiner Sinnen beraubt, auf den felſigten Boden geſtreckt blieb. Wüthender Schmerz weckte ihn dann wieder aus ſeiner Betäubung, und Thränen im Auge, ſetzte er ſeine Reiſe weiter fort.

So hatte er den ganzen Morgen, den ganzen Nachmittag gelitten. Jetzt glänzte ſchon das Abendroth in den Wipfeln der Bäume, und um ihn her war noch Wildniſs ſonder alle Spur von Menſchen. Schon ſenkten ſich die Schatten der Nacht auf das Erdreich, und um ihn her war noch Wildniſs ſonder alle Spur von Menſchen. „Wenn du denn, Vorſicht! beſchloſſen haſt," ſo rief er jetzt, und ſank verzweiflungsvoll zur Erde; — „wenn du beſchloſſen haſt, daſs ich in dieſer Einöde verſchmachten ſoll; o ſo ende doch bald meine Qualen, ende ſie bald!" — Seine geringen Kräfte waren von der allzugro-

ſsen Anſtrengung erſchöpft; er verfiel in einen ſanften Schlummer.

Nicht lange erquickte ihn dieſer, als ein ſtarkes Rütteln ihn wieder erweckte. Er blickte auf, und erkannte bey dem noch ſchwachen Schimmer der Dämmerung einen Mann, der ein Felleiſen auf dem Rücken trug, als die Urſache der Beraubung des lange entbehrten ſüſsen Schlafes.

„Wer ſeyd ihr?" redete der Wanderer ihn an. „Ein armer Kranker," war Eduards Antwort, „der hier verderben muſs, wenn ihr euch ſeiner nicht erbarmt."

Wanderer. Dafür wollen wir ſchon Rath ſchaffen. Aber wie kommt ihr hierher?

Eduard. Bin ein invalider Soldat, der, zum Lohn für ſeine treuen Dienſte, jetzt das Brot ſich betteln kann, wo er will.

Wanderer. Armer Schelm! Ihr dauert mich. Seyd ihr wohl noch im Stande, eine halbe Stunde zu gehen? Ich gehöre

auf das Schlofs des Lords Lovarnok; dort will ich für euch forgen.

Eduard. Lovarnok? — ich gehe nicht mit!

Wanderer. Nun, wenn ihr Belieben tragt, hier umzukommen; ich habe nichts dawider. Gott befohlen! —

Lovarnok war der Nahme eines der gröfsten Feinde des Prinzen. Liebe für den regierenden König von England war diefes Lords erfte Tugend, und der hieraus entfpringende Patriotismus feine heftigfte Leidenfchaft.

„Gehft du auf das Schlofs diefes Mannes," dachte Eduard, „fo bift du verrathen. Seine ftrenge Pflicht gegen das Vaterland heifcht diefs Opfer der Menfchenliebe von ihm. — Aber er ift ein Schotte, Grofsmuth wie des Britten, fein Nationalcharakter — nein! — ich will ihn von diefer Seite faffen: er kann, er darf nicht unedel handeln." — Diefer Gedanke, die

Schrecken der Nacht, des gräfslichen Aufenthaltes und des nahen martervollen Todes bemeifterten fich Eduards Seele fo plötzlich, dafs er den Wanderer, der noch nicht zehn Schritte von ihm entfernt war, zurück rief, ihn erfuchte, ihm aufftehen zu helfen, und an feinem Arme mir Zittern und Zagen fortfchlich.

Wanderer. Ihr feyd doch ein fonderbarer Mann! Warum wolltet ihr nicht gleich Anfangs mitgehen? Was würde aus euch in diefer Wildnifs geworden feyn? Und was hat der Nahme meines Herrn Abfchreckendes für euch?

Eduard. Ich hoffe, nichts.

Wanderer. Nun alfo, wozu die Umftände? — Aber, guter Freund, verfucht etwas gefchwinder zu gehen! Sonft kommen wir, meiner Seele, vor Mitternacht nicht unters Dach. —

Eduard erfchöpfte den Reft feiner Kräfte, flehte bald zu wiederhohlten Mablen

ſeinen Führer an, ihn etwas ausruhen zu laſſen, und ſprach endlich: „Freund, ich vermag nicht weiter zu gehen. Verſpätet euch meinetwegen nicht; laſst mich hier ſterben!"

Wanderer. Redet nicht ſo! das wär' ja unmenſchlich. Könnt ihr nicht mehr zu Fuſse fort, ſo will ich eilen und ein Pferd hohlen. Bald bin ich wieder bey euch.

Eduard. Aber euer Herr —

Wanderer. Was habt ihr denn ſchon wieder mit meinem Herrn? Denkt ihr, daſs der ein gar ſo groſser Menſchenfeind iſt? Da irrt ihr euch ſehr. Und wenn ihr ſein Feind wäret, ja ich glaube gar, wenn ihr der gottloſe Prinz wäret, der ſich zum Könige hat machen wollen, und den der Lord ſelbſt aufſuchen läſst; — euer Zuſtand würde ihm gewiſs nahe gehn; denn er iſt ein gar zu guter Herr. Doch über dem Geſchwätz verfliegt die Zeit. Kurz und gut, bleibt indeſs hier unbeſorgt liegen, oder

macht lieber noch ein Schläfchen. Ich komme bald wieder. —

Der Leſer von Gefühl verſetze ſich in die gegenwärtige Lage unſers unglücklichen Helden. Unvermeidliche Todesgefahr ſchwebte jetzt über ſeinem Haupte. Die letzten Reden des Wanderers hatten ihn tief erſchüttert. Schon wollte er ihm nachrufen: Ich bin der gottloſe Prinz! aber dieſer eilte zu ſchnell von dannen, als daſs Eduards ſchwache Stimme für ihn noch hörbar geweſen wäre.

Da lag er nun, in Nacht und Nebel gehüllt, auf der Wurzel eines Baumes, ſah ſich ſchon in Ketten und Banden geworfen, hörte ſchon von ſpottenden Richtern das Todesurtheil über ſich ſprechen, und fühlte ſchon, im Angeſichte des frohlockenden Pöbels den Streich des Henkers, der ſeinem jammervollen Leben ein Ende machte. Noch ein Mahl raffte er alle ſeine Kräfte zuſammen, um aufzuſtehen,

und fich tiefer ins Gebüfch zu verbergen; aber die zitternden Knie verfagten dem matten Körper diefen letzten Dienft: er fank rücklings an den Baum zurück.

Von Angft und Schrecken dem Tode nahe gebracht, hörte er endlich von fern her den Huffchlag eines Pferdes. Das Getös kam näher, und er vernahm die Stimme feines Führers, der laut nach ihm rufte. Eduard antwortete nicht. Jener aber, bekannt in diefer Gegend, hatte fich die Stelle, wo er ihn verliefs, zu wohl gemerkt, und kam rafch auf ihn zugeritten. Nicht weit von ihm ftieg er ab, und rief: „Wo feyd ihr?" Eduard fah nun, dafs hartnäckiges Stillfchweigen ihn doch nicht vor der Entdeckung fchützen würde, und ein bebendes H i e r war feine Antwort.

„Ich habe meinem Herrn von euch gefagt," fprach jener; „und er befahl mir, fogleich das fchnellfte Rofs zu nehmen, und euch zu hohlen."

Eduard zitterte bey diesen Worten, wie ein zum Tode Verurtheilter, bestieg nun, von dem fremden Manne gehoben, das Pferd; dieser setzte sich hinter ihn, und wie im Fluge ging es den Wald hindurch.

Mitternacht war nahe, als sich die beyden Reisenden vor einem grosen Landhause befanden. Der Gefährte des Prinzen stieg herab, und half auch ihm herunter, pochte an; die Thür öffnete sich, und unser Held trat bebend in das Haus seines Todfeindes.

„Ihr müst sogleich," sprach jener, „zu meinem Herrn. Er will euch noch heute sehen, und ist deshalb noch nicht zu Bette gegangen."

Wirklich hatte Lord Lovarnok unter diesem Bettler, wie ihn sein Diener in der Beschreibung nannte, Verdacht auf den Prätendenten geschöpft, und hierin durch die grose Furcht, die er vor seiner Per-

ſon bezeugte, beſtärkt, denſelben ſchleunigſt herbey zu ſchaffen befohlen.

Eduard nahm jetzt alle ſeine Seelenſtärke zuſammen, und ſtieg, von ſeinem Geleitsmann geführt, die ſteinerne Stiege hinauf. Man öffnete eine Thür, und er erblickte einen bejahrten Mann, der, das Haupt auf ſeinen Arm geſtützt, bey einem Tiſche ſaſs, und emſig zu leſen ſchien.

„Das iſt mein Herr!" ſagte der Führer, und ſchob ihn in das Zimmer hinein. Lord Lovarnok blickte auf, machte das Buch zu, und betrachtete den Prinzen lange Zeit mit forſchendem Ernſte.

„Wer ſeyd ihr?" ſprach er endlich.

Eduard. Ein Bettler.

Lord. Wo kommt ihr her?

Eduard. Aus Arizaig.

Lord. Und wohin gedenkt ihr?

Eduard. Das weiſs Gott, ich nicht.

Der Lord ſchwieg. Sein Blick wurde forſchender. „Ihr habt zu Felde gedient?"

Eduard. Das habe ich.

Lord. Und ſeyd ſo ſchlecht belohnt worden?

Eduard. Undank iſt der Welt Lohn.

Der Lord ſtand auf, und trat ihm näher. „Aber ſeyd ihr wirklich, was ihr zu ſeyn ſcheint? — ſeyd ihr wirklich ein Bettler?

Eduard. Jetzt bin ich es.

Lord. Euer Anſehen — obgleich ſehr entſtellt — eure Sprache läſzt mehr vermuthen, als einen geringen Invaliden.

Eduard. Und was denn, Lord?

Der Lord betrachtete ihn noch ein Mahl vom Scheitel bis zum Fuſse, dann ſprach er ſchnell und drohend: „Den Prätendenten der Krone Groſsbritanniens!"

Eduard hatte dieſe Entdeckung vorher geſehen, und im voraus darauf gefaſst, erſchreckten ihn jetzt die fürchterlichen Worte des Lords ganz und gar nicht. Unerſchüttert verſetzte er ſogleich: „Ja Lord,

ich bin es! Hier ſteht der Sohn eures recht-
mäſsigen Königes, und fleht von euch ei-
nen Biſſen Brot, eine geringe Kleidung.
Ich weiſs, daſs ihr mein Feind ſeyd; ich
weiſs, daſs ihr mich meinen Feinden
überliefern könnt; ich weiſs aber auch,
daſs ihr ein Menſch, daſs ihr ein Schot-
te ſeyd. Wollt ihr mich verrathen — hier
ſind meine Hände! bindet ſie, überant-
wortet mich euren Freunden! Aber, wenn
die Zeit kommt, wo ihr Gottes Erbarmung
anflehen werdet; wenn die Stunde ſchlägt,
wo eure Seele von dannen ſoll: dann will
ich euch nicht wünſchen, daſs der ewige,
gerechte Richter das Vergeltungsrecht aus-
übe, und daſs euer Gebeth in dieſem ent-
ſcheidenden Augenblicke fruchtlos ſey."

Hier ſchwieg Eduard, und erwartete
in ſtiller Ergebung ſein Schickſal. Lovar-
nok ſtand wie vom Donner getroffen. Pa-
triotismus und Menſchenliebe kämpften
lange und mächtig in ſeiner Bruſt. Doch

endlich ſiegte die Natur, Thränen entſtürzten ſeinen Augen, und feurig ſchloſs er den Prinzen in ſeine Arme.

„Nein," rief er, „nein, ſo war es nicht gemeint! Ihr ſollt ſicher bey mir ſeyn! — So lange es euch auf meinem Schloſſe gefällt, ſollt ihr ſicher bey mir ſeyn! Kommt, ſetzt euch zu mir, und ruht aus von euern Beſchwerden! Ich will ſogleich ein Zimmer bereiten laſſen, wo ihr euch, ohne Gefahr entdeckt zu werden, aller Gemächlichkeit überlaſſen könnt."

Der Lord lieſs nun ſeinem ſämmtlichen Hausgeſinde auf das ſtrengſte anbefehlen, niemanden ein Wort von ſeinem unbekannten Gaſte zu ſagen, geboth ſodann alles, was noch die Küche vermöchte, herbey zu bringen, und freuete ſich herzlich, wie er den Prinzen an den lange entbehrten, wohlſchmeckenden Speiſen und dem ſtärkenden Weine ſich laben ſah; führte ihn hierauf ſelbſt in das verſpro-

chene Zimmer, gab den Befehl, andere Kleider für ihn zu beſorgen, und wünſchte ihm eine ſanfte Ruhe, die unſerem Helden, der ſchon über einen Monath lang unter freyem Himmel, auf hartem Boden geſchlafen hatte, in einem weichen Bette nicht fehlen konnte.

In dieſem Schloſſe des rechtſchaffenſten, edeldenkendſten Mannes genoſs Prinz Eduard einige Wochen lang Ruhe und Bequemlichkeit im vollеſten Maſse. Anfänglich kamen zwar oft engliſche Reiter an, die, auf Kundſchaft geſandt, Nachricht von dem Prätendenten begehrten.

Da aber des Lords Lovarnok patriotiſche Geſinnungen bekannt waren; da ſich derſelbe noch immerfort anſtellte, als wenn er ſelbſt den Prinzen auszuſpähen bemüht wäre; ſo fiel auch nicht ein Anſchein von Verdacht auf ihn, daſs er deſſelben Aufenthalt wiſſe, viel weniger, daſs er ihm in ſeinem eige-

nen Hauſe Quartier und Sicherheit verſtatte.

Eduard glaubte nun, da ſeine Kräfte wieder hergeſtellt, und ſeine Wunden bey der ſorgfältigſten Pflege völlig geheilt waren, den guten Lord nicht länger beläſtigen zu dürfen, und in der Gefahr zu laſſen, noch als Landesverräther erkannt und überwieſen zu werden. Über dieſs hoffte er einige von ſeinen ehemahligen treuen Gefährten wieder aufzufinden, und mit derſelben Hülfe den Beſchwerden ſeiner Flucht ein baldiges Ende zu machen. Er entdeckte dieſs Vorhaben ſeinem Wirthe, der zwar dieſe Hoffnung ſehr gegründet fand, ihm aber dringend anlag, noch einige Zeit in ſeinem Schloſſe zu verweilen, um deſto ſicherer ſeine Reiſe fortſetzen zu können.

Der Prinz gab den Vorſtellungen des Lords Gehör; aber das Verlangen, gänzlich in Sicherheit zu ſeyn, wurde bald ſo dringend bey ihm, daſs er in den Klei-

dern eines Landmannes sich einst bey Nacht wieder auf den Weg begab.

„Lord!" sprach er bey seinem Abschiede zu Lovarnok, „jetzt habe ich nur Worte Statt Dankes. Aber wenn ich einst meine Gerechtsame ausgeführt habe; wenn ich auf dem Throne sitze, der von Geburt mir bestimmt ist; dann bringt mir den Anzug, worin ich auf euer Schloss kam; er soll mich mahnen, den Dienst und alle Liebe, die ihr mir auf meiner Flucht erzeugtet, euch tausendfach wieder zu vergelten."

Mit stummer Rührung drückte der Lord die Hand des Prinzen, der reichlich mit Geld und andern Bedürfnissen versehen, Thränen im Auge, eine Freystatt und einen Freund verliess, deren Andenken nie aus seiner Seele verlosch.

Jetzt war unser Held wieder allein und hülflos auf der grausenden schottischen Küste, und bald irrte er angstvoller, als

vorhin, in den fürchterlichen Wüſten von Glengary umher. Denn nun hatte man in London die ſicherſten Nachrichten, daſs er ſich in dieſen Gegenden aufhalte, und raſtlos forſchte man daher allenthalben nach ihm. Überall lauerten Bewaffnete, die todt oder lebendig ſich ſeiner bemächtigen ſollten.

Kaum durfte er es bey der Nacht wagen, in die umher liegenden Häuſer zu gehen, um für ſeinen erſchöpften Körper die nothwendigſten Bedürfniſſe zu erkaufen. Die Küſten waren rings umher mit engliſchen Truppen beſetzt, Annäherung zu denſelben alſo mit Todesgefahr verknüpft; und wollte er auch das kühne Wagſtück verſuchen, welchem Schiffer konnte er ſich anvertrauen?

So muſste er alſo in Geduld ſein Schickſal erwarten, bey Tage in wildem Gebüſche ſich verbergen, und nur unter dem Schutze der nächtlichen Dunkelheit weiter irren,

Was Eduard in diesem Zeitpuncte litt, ist unbeschreiblich. Grösse und Mannigfaltigkeit der Gefahren übersteigt alle Vorstellung. Unglaublicher aber noch ist die Art und Weise, womit er diesen stets entging. Die Vorsehung hatte einmahl seine Rettung beschlossen, und er blieb gerettet. Zum Beweise nur zwey Begebenheiten.

Einmahl trieb ihn, wie gewöhnlich, der Hunger an, nach Sonnen Untergang sich einem Hause zu nähern, das in Gesellschaft einiger armseligen Hütten, mitten im Walde stand. Er pochte an, und wurde eingelassen. Sein schüchterner Blick flog in der Stube umher, und entdeckte zu seiner Freude niemanden, als ein altes Mütterchen, die am Rocken spann. Hier, dachte er, bist du sicher! bath um ein wenig Speise, die ihm auch sogleich verwilliget wurde, und setzte sich unbesorgt zu der Alten, die, von Neugierde

entbrannt, tauſend Fragen an ihren unbekannten Gaſt that. Eduard antwortete, und lieſs ſich unbekümmert die dürftige Mahlzeit ſchmecken. Kaum aber war er zur Hälfte geſättiget, als auf einmahl das Geräuſch eines Schwarmes herbey ſtürmender Pferde in ſeinen Ohren erſcholl.

„Da ſind ſie wieder!" ſprach das Mütterchen, und horchte verdrieſslich auf. Unſerm armen Prinzen fiel der Biſſen aus den zitternden Händen, Furcht und Entſetzen hielt ihn, wie verſteinert, auf ſeinem Sitze, und ungewiſs, wozu er jetzt ſeine Zuflucht nehmen ſollte, ſah und hörte er nicht, was um ihn geſchah.

In dieſem Zuſtande war er noch, als drey bewaffnete Reiter in die Stube traten. Er kehrte der Thüre den Rücken: vor ihm ſtand eine Lampe, deren ſchwacher Schimmer nur ſparſam das Gemach erhellte, und ihm gegen über ſafs die gu-

te Alte, die ſogleich, wie die Reiter herein traten, aufſtand und auf ſie zuging.

„Können wir hier für zehn Mann Quartier bekommen?" fragte einer von ihnen trotzig.

Die Alte. Für zehn Mann iſt der Raum zu enge, und zu eſſen hab' ich auch für ſo viele nicht. Reiten Sie noch eine halbe Stunde weiter, da werden Sie's viel beſſer treffen.

Zweyter Reiter. Wo zu, Mutter? Der Weg hier iſt uns fremd.

Die Alte. Immer hier rechts nunter! Da werden Sie ſich bald aus dem Walde heraus finden, und denn ſind Sie gleich an Ort und Stelle.

Dritter Reiter. So kommt! Die Pferde verlangen nach Raſt. —

Die Alte begleitete ſie heraus, und zeigte ihnen nochmahls den Weg, wünſchte glückliche Reiſe, und der Schwarm ſprengte wieder von dannen.

Nun erſt fing Eduard an ſich zu ſammeln. Denn bis jetzt hielt er ſich für verloren, und wuſste nicht, wo er war. Seine Wirthinn kam zurück. „Das geht jetzt Tag und Nacht ſo!" ſprach ſie, und ſetzte ſich wieder zu ihm. — „Bald kommen zwey, bald drey, bald ein ganzer Schwarm, und zehren auf, was man hat, ohne ſich um die Bezahlung zu kümmern.

Eduard. Und was wollen ſie?

Die Alte. Wie? das wiſst ihr nicht einmahl? — Hm! hm! Ihr müſst wohl auch gar ſehr weit her ſeyn, daſs euch das nicht bekannt iſt. Sie ſuchen den Prinzen, der den Aufruhr erregt hat. Er ſoll ſich noch auf der Küſte aufhalten; der Himmel weiſs aber, wo er ſtecken mag! Könnt ihr euch wohl vorſtellen, ſie haben mich ſtrenge befragt, wer ihr wäret; und doch haben ſie mit eigenen Augen geſehen, daſs ihr ein ehrlicher Bauer und kein böſer Prinz ſeyd. Aber

ſo machen's die Herren; ſie bekümmern ſich jetzt um jeden Wanderer.

Eduard zitterte vor neuer Gefahr. Seine Eſsluſt war vorüber. Er bezahlte reichlich der Alten das Genoſſene, und griff nach ſeinem Stabe. Das gute Mütterchen verwunderte ſich höchlich, daſs er nicht in ihrem Hauſe übernachten wollte. Er beruhigte ſie aber mit dem Vorgeben, daſs ihm Zeit und Stunde beſtimmt wären, wenn er an dem Orte, wo er hinwandere, anlangen ſollte. Und ſo ging er, Gott dankend für die abgewendete Gefahr, wieder in ſein Gebüſch zurück, wo er in das tiefſte Dickigt ſich verbarg, und auf hartem Boden die Nacht durch ſchlief.

Ein anderes Mahl kehrte er in eine Mühle ein, und bath das Dienſtmädchen, die ihm auf ſein Klopfen die Thür öffnete, um ein Stück Brot und einen Trunk Waſſer. „Wer ſeyd ihr?" ſprach dieſe. „Ein

Landmann, der ſich verirrt hat," erwiederte der Prinz. „Ich will meinen Herrn rufen!" verſetzte das Mädchen, und ſchloſs wieder die Thür.

In einer Weile trat der Müller heraus, und that die nähmlichen Fragen an ihn, erkundigte ſich genau, woher er käme, und was die Abſicht ſeiner Reiſe wäre, ſchien endlich Zutrauen zu faſſen, und lud ihn ein, in ſeine Stube zu kommen.

Unſer Prinz wünſchte ſich weit von dannen, konnte aber doch nicht ſeinen Hunger und den dringenden Einladungen des Müllers widerſtehen, und ging hinein.

Der Müller lieſs ſogleich Eſſen und Trinken herbey bringen, und fing ſeine Unterſuchungen von neuem an. Eduard liefs ſich Anfangs die wohlzubereiteten Speiſen trefflich behagen, wurde aber bald durch die vielen wiederhohlten Fragen verlegen, und begann endlich für ſeine Sicherheit äuſserſt beſorgt zu werden. Dieſe

Beſorgniſs ging ſchnell in Furcht und Schrecken über, da er ſah, daſs ſein Wirth einige Mahl aus der Stube ging, unruhig wieder herein kam, und ihm jederzeit ſtarr ins Geſicht blickte. „Du biſt verrathen," ſprach er zu ſich ſelbſt, ſtand auf, und fragte, wie viel er ſchuldig wäre, und machte ſich zum Weggehen bereit.

„Wohin, Landsmann?" ſprach der Müller. „Ich laſſ' euch heute nicht mehr fort! Ihr ſeyd fremd in dieſer Gegend, und könntet leicht bey der Nacht ein Unglück haben. Wartet bis morgen, da will ich euch einen Führer geben, der euch wieder auf die rechte Straſse bringen wird."

Eduard ſträubte ſich vergebens, das Anerbiethen des Müllers anzunehmen. „Ein Mahl für alle Mahl," ſagte dieſer, „ich laſſ' euch nicht fort!" nahm ihm den Stab aus den Händen, und verſicherte ihn, daſs er ein recht gutes Lager für ihn bereiten würde. „Hier biſt du ver-

loren!" dachte unſer Held; „noch kurze Zeit, und du biſt in der Gewalt deiner Feinde!" Ohne weitern Widerſtand ſetzte er ſich ſtille ſchweigend auf ſeinen alten Platz, und ſammelte Stärke für das bevorſtehende Unglück.

Jetzt war es Mitternacht, und noch war alles ruhig. „Sollteſt du dich geirrt haben?" ſprach Eduard zu ſich ſelbſt; „ſollte dieſer gute Mann an deiner groſsen Angſt unſchuldig ſeyn?"

„Freund!" redete er ihn an, „mich verlangt nach Ruhe. Wolltet ihr nicht ſo gut ſeyn, und meine Lagerſtatt zurecht machen laſſen?" — „Herzlich gern!" verſetzte der Müller, und ging zur Thüre hinaus.

Bald trat er wieder herein, und bath den Prinzen, ihm zu folgen. Er führte ihn eine Stiege hinauf in eine Kammer, worin ein Haufen Stroh, mit einer Matratze bedeckt, befindlich war. Eduard

legte ſich nieder; ſchlief aber nicht ein, ſondern gab genau auf alles Acht.

Der Müller war wieder mit hörbaren Schritten die Treppe hinunter geſtiegen; aber bald darauf bemerkte der lauſchende Prinz ein leiſes Klirren an ſeiner Kammerthüre, und vernahm deutlich die Tritte eines ſchleichenden Fuſses, die ſich die Stiege hinab verloren. Er ſtand auf, verſuchte die Thür zu öffnen; ſie war von auſsen verriegelt.

Sonderbar, doch wahr; Eduard erſchrak nicht. Er war im voraus gefaſst, nichts kam ihm daher unerwartet. Und wie der unglücklichſte Menſch immer noch Hoffnung faſst, daſs ſein Zuſtand ſich ändern werde, und ſelbſt das Unmögliche wagt, um ſich zu retten; ſo ging es auch hier bey unſerem Helden.

Einen Augenblick lag er nachdenkend ſtill auf ſeinem Lager, dann tappte er um ſich her an der nahen Wand; und,

sieh da! sie bestand aus alten, morschen, schlecht befestigten Bretern. Er versuchte die nächsten ohne Geräusch aus einander zu biegen, und sein Versuch gelang. Die Öffnung war grofs genug, ihm einen mühsamen Durchgang zu verstatten, und in kurzer Zeit befand er sich auf einem Söller, wo man Getreide zum Trocknen aufgeschüttet hatte. Die Fenster waren rings umher geöffnet, und gaben dem Prinzen die Aussicht in die vom Monde beschienene Gegend. Plötzlich fafste er den Entschluss, einen Sprung zu wagen, wurde aber bald durch die allzu grofse Höhe der Mühle abgeschreckt, und war eben im Begriffe, leises Schrittes die Treppe hinab zu steigen, um auf eine andere Art sein Entkommen zu suchen, als er von fern das schnelle Herannahen eines starken Trupps Pferde vernahm, und bald darauf einen ganzen Haufen Bewaffnete herbey sprengen sah, die zum Theile abstiegen, und in

die Mühle herein gingen, zum Theile die-
ſelbe rings umher beſetzten.

Was jetzt zu thun? Hier war keine Rettung mehr in Eduards Augen. Schon hörte er die Reiter die Treppe herauf kommen, die zu ſeiner Schlafkammer führte, und noch ſtand er zitternd und unentſchloſſen auf dem Söller. Jetzt waren ſie in dieſem benachbarten Gemache, und nun gab ihm die nahe Todesgefahr einen Entſchluſs ein, den er ohne weitern Zeitverluſt, und ohne zu wiſſen, was er that, mit der gröſsten Geſchwindigkeit ausführte. Er ſtieg zu dem einen Fenſter hinaus, und klimmte, vor Angſt und Bangigkeit an allen Gliedern zitternd, an dem Dache hinan.

Unterdeſſen ſtand der Müller mit den Engländern in der bewuſsten Kammer, und blickten ſtaunend einander an. Bald aber entdeckten ſie die aufgebrochenen Breter, und bedienten ſich insgeſammt,

wie Eduard, dieſer Öffnung zum Durchgange. Auch der Söller war leer. Das ganze Haus wurde nun durchſucht. Da ſie aber nirgends den Prinzen fanden, waren alle einmüthig der Meinung, er ſey vom Söller herab entkommen, oder gar zum Fenſter hinaus geſprungen; und von der Hoffnung belebt, ihn noch irgendwo anzutreffen, beſtiegen die Reiter wieder ihre Roſſe, theilten ſich, und jagten nach allen vier Himmelsgegenden auf und von dannen.

Unſer Prinz konnte bey dieſem Anblicke ſeinen Augen nicht trauen. Lange zweifelte er, ob er wirklich unentdeckt geblieben ſey. Endlich ermannte er ſich, und ſtieg wieder zum Fenſter hinein. Nun lauerte er bis alles in der Mühle ruhig ward, ſchlich ſodann die Treppe hinab, verſuchte die Thür zu öffnen; ſie ſprang auf, und er war wieder gerettet.

Unter mancherley ſolchen Gefahren,

Kummer, Angſt und Beſchwerden war der Sommer ſchon über die Hälfte verſtrichen, und Prinz Eduard, der jetzt beynahe ſchon drey Monathe lang in Schottlands Wüſten umher irrte, ſah kein anderes Ende ſeiner Leiden, als bey einbrechendem Winter, vor Kälte erſtarrt, zu verſchmachten, und in kalte Luft ſeinen Geiſt auszuhauchen. Kein ſicherer Zufluchtsort war für ihn zu hoffen, da er ihn nicht ſuchen konnte: und ſeine Freunde waren ſelbſt in Gefahr; wie durfte er alſo auf ihren Beyſtand rechnen.

Einſt, als er mit ſolchen traurigen Betrachtungen beſchäftiget, im Schatten der Nacht umher geſtrichen war, und, wie gewöhnlich, bey aufgehender Sonne ins Gebüſch ſich verbarg, hörte er den Hufſchlag eines Pferdes. „Einer von deinen Verfolgern!" dachte er, und begab ſich tiefer ins Geſträuch. Das Pferd kam näher, und unausſprechlich groſs war Edu-

ards Entzücken, als er durch die seitwärts gebogenen Äste, Statt des vermeinten Verfolgers, einen seiner treuesten Freunde, den Lord Onell erblickte.

Dieser Lord war einer aus der Anzahl der braven Irländer, die den Prinzen von Paris nach Schottland begleitet, die alle Gefahren seines Feldzuges mit ihm getheilt hatten, und die jetzt grösten Theils, wie Eduard und alle seine Anhänger, unstät und flüchtig in Wüsten und Wäldern umher streiften. Rastlos forschte dieser Edle, sein eigenes Leben nicht achtend, schon Monathe lang nach unserm Helden. Gleich ihm war er unzähliche Mahl in Gefahr aufgefangen, und in Fesseln geschmiedet, nach London geliefert zu werden, wo schon mancher von Eduards Freunden, unter des Henkers Händen sein Leben verblutete, und mancher noch im finstern Kerker dem Blutgerüste entgegen reifte. Ihn aber hatte die

Vorſehung zu des unglücklichen Prinzen Troſt und Rettung erkohren, und als ihr auserwähltes Rüſtzeug mit mächtigem Arme geſchützt und erhalten.

Auſser ſich vor Freuden, vermochte Eduard kaum zu faſſen, daſs dieſer Reiſende in der That ſein theurer Onell wäre. „Biſt du es?" rief er endlich, da dieſer ſchon bald bey ihm vorüber war, „biſt du es wirklich?" und trat aus dem Gebüſche hervor.

Onell ſprang vom Pferde, da er die wohlbekannte Stimme deſs, den er ſuchte, hörte; aber ängſtlich ſchauderte er zurück, da er eine hagere, leichenähnliche Bettlergeſtalt aus dem Gebüſche hervor treten ſah. „Seyd ihr es, Prinz?" ſprach er mit zitternder Stimme. „Seyd ihr es ſelbſt, oder iſt es euer Geiſt, der raſtlos noch auf dieſer Welt herum irrt?"

Eduard warf ſich mit Thränen in ſeines Freundes Arme. „Das," rief er,

„theurer Onell, das ift aus mir gewor-
den!"

„Gott ift gerecht!" verfetzte Onell; „er fey gelobt, dafs ich euch endlich gefunden habe! Ich weifs für euch einen fichern Aufenthalt; dahin laft uns flüchten, ehe noch die Sonne in vollem Glanze am Horizonte fteht!"

„Alles, was du willft!" erwiederte Eduard, und drückte aufs neue den wiedergefundenen Freund an feine Bruft, „alles ift mir gleich! mein Elend kann nicht gröfser werden; und ich habe dich ja wieder."

Ohne Zeitverluft fetzten fich nun Beyde auf das Rofs, und Onell erzählte dem Priuzen, dafs diefer fichere Aufenthalt die letzte Infel auf der nordweftlichen Seite wäre; dafs er einen Fifcher durch Geld dahin gebracht hätte, ihm ein Both zu überlaffen, und dafs er gedächte, auf diefem Fahrzeuge fonder Gefahr die Überfahrt wagen zu können.

Der Prinz liefs sich alles gefallen, und alles ging trefflich von Statten. Ungesehen kamen sie an die Küste, unbemerkt schifften sie sich ein, und ungestört landeten sie gegen Abend auf der kleinen Insel Stornai.

Onell ersuchte den Prinzen, so lange am Ufer zu verweilen, bis er ein sicheres Quartier ausgekundschaftet hätte; aber in kurzer Zeit kam er athemlos und erschrocken zurück.

„Wir sind verloren," sprach er, „wenn man uns hier entdeckt. Ein ganzes Corps von den Truppen des Herzogs von Cumberland hält sich seit gestern auf dieser Insel auf. Wir müssen uns verbergen, und morgen bey anbrechendem Tage wieder in die See gehen."

Ein nahe gelegener Sumpf diente ihnen jetzt zum Zufluchtsorte. Hierin verbargen sich die beyden Unglücklichen, und vertrieben sich durch wechselseitige

Erzählungen der vielen ausgeſtandenen Fährlichkeiten Zeit, Beſchwerde und Angſt. Der Schlaf überraſchte ſie Arm in Arm, und die Morgenröthe fand das treue Brüderpaar noch feſt umſchlungen bey einander. Fröhlich und geſtärkt erwachten ſie, und ohne zu wiſſen, wohin ſie nunmehr ſchiffen ſollten, ſtiegen ſie wohlgemuth in ihr kleines Fahrzeug, und ruderten friſch von dannen.

Der Himmel war heiter, die See ruhig, und ehe noch die Sonne ihren erſten Strahl auf die beyden Freunde warf, waren ſie ſchon weit von Stornai entfernt. Kaum aber war es völlig Tag geworden, als ſich ein Schauſpiel vor ihren Augen eröffnete, das Muth und Fröhlichkeit aus beyder Seele raubte. Unſere Seefahrer erblickten eine engliſche Flotte, die in vollem Laufe heran geſegelt kam.

Hier war an keine Rettung zu gedenken. Der einzige Troſt, der dem Unglücks-

paare blieb, war die traurige Möglichkeit, unter zweyerley Todesarten zu wählen: entweder in die Hände ihrer Feinde ſich zu überliefern, oder freywillig zwiſchen die nahen Felſen zu ſtranden.

Die Schiffe kamen indeſs näher, und der Rath der Verzweiflung wurde befolgt. Die beyden Unglücklichen wagten — was nicht mehr zu erhalten möglich ſchien — ihr Leben, ſteuerten auf die Klippen los, und ſetzten ſich glücklich auf den Strand. Nun zogen ſie ihr Both hinter einen Felſen, und erwarteten angſtvoll das Vorübergehen der engliſchen Flotte.

Sie waren nicht bemerkt worden, und blieben auch jetzt unentdeckt. Die Schiffe kamen und ſegelten ſchnell vorüber. Aber nun ſtellte ſich der Tod in einer noch furchtbarern Geſtalt vor ihre Augen: ſie waren in Gefahr vor Hunger zu ſterben. Onell hatte ſich in der Geſchwindigkeit nur mit wenig Brot auf Stornai

verſehen können. Die Hälfte davon war, während ihres dafigen Aufenthaltes, ſchon verzehret worden, und der Reſt hatte ihnen dieſen Morgen zum Frühſtücke gedient. Mit gierigen Blicken forſchten jetzt beyde auf den nackenden Klippen umher, und ſuchten und ſpähten, ob ſie nicht etwas zur Friſtung ihres jammervollen Lebens aufzufinden vermöchten.

Eduard erblickte endlich einige Fiſche, die, entweder von verſchlagenen Seeleuten hinterlaſſen, oder als todt von der See ausgeworfen, auf einem benachbarten Felſen lagen. Eiligſt klimmte er hinzu, und eroberte ſie; eine ekle Speiſe, faul und vermodert; doch unſerem Helden, der ſchon wieder ſeit langer Zeit nichts, als ſchwarzes Brot zu ſich genommen hatte, gewährten ſie eine leckere Mahlzeit. Onell hatte zum Glück noch etwas gebranntes Waſſer vorräthig, und auf dieſe Weiſe waren die beyden Un-

glücksgefährten im Stande, ihre dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen, bis es ihnen endlich nach unſäglicher Mühe gelang, ihr Fahrzeug wieder ſchiffbar zu machen, und in Hoffnung beſſerer Zeiten in die See zu ſtechen.

So war der Tod ſtets genöthiget, unſern Helden, als eine ſchon gewiſſe Beute, dahin zu geben, und ihn unbeſchädigt den Armen ſeines Schutzgeiſtes zu überlaſſen.

Ohne weitere Unfälle langten jetzt unſere beyden Seefahrer auf der Inſel Wiſt an, dem nähmlichen Orte, wo ſie, aus Frankreich kommend, Schottlands Küſten zuerſt beſtiegen. Hier fand der Prinz viele von ſeinen getreuen Schotten, die alle Gefahren des Krieges mit ihm getheilet hatten, und nach jener unglücklichen Schlacht verzweiflungsvoll in ihren jämmerlichen Aufenthalt wieder zurück geflohen waren. Sie kannten ihren Heerführer in ſei-

nem kläglichen Zuſtande nicht mehr; aber dieſer näherte ſich ihnen freundlich, und ſprach:

„Kinder, erinnert ihr euch nicht mehr des Mannes, der euer Elend zu mindern verſprach?“ —

Beſtürzt ſtarrten ſie ihn auf dieſe Worte an, und ſeine Stimme, ſeine zwar entſtellten, doch nicht ganz unerkenntlichen Züge ruften nach und nach das Andenken ihres geliebten Prinzen Eduard in ihre Seele zurück.

„Seyd ihr es, Prinz?“ riefen einige; „ſeyd ihr es?“

Der Prinz. Ja, ich bin es — bin der unglückliche Eduard, der ſchon dem Throne ſo nahe ſtand, und nun wie ein Flüchtling, ein Bettler umher ſchweifen muſs!

Die Schotten. Nimm alles hin, was wir haben! Gern wollen wir für dich arbeiten; und uns reich und glücklich dünken, daſs unſer König bey uns iſt.

Der Prinz. Brave Männer! daſs eure Treue ſo ſchlecht belohnt werden muſste! daſs ich euch nicht in beſſeren Zuſtand verſetzen konnte!

Die Schotten. Das thuſt du, wenn du bey uns bleibſt. Kehre ein in unſre Hütten; wohne unter uns; ruhe aus von deinen Mühſeligkeiten!

Der Prinz. Ja, Kinder, ich will bey euch wohnen, will mit euch arbeiten, euer König — euer Freund — euer Vater ſeyn, will für euch ſorgen, für euch bethen! Verſtattet mir mit dieſem meinen und euern Freunde, ohne dem Eduard vielleicht nicht mehr wäre — verſtattet uns einen Zufluchtsort, wo wir vor allen Gefahren ſicher ſeyn. —

Alle ſtritten ſich nun um den Vorzug, den Prinzen in ihre Hütte zu führen. Eduard entſchied.

„Bey dem Älteſten von euch will ich wohnen!" ſprach er, und alle ſchwiegen.

Ein Greis, der den Prinzen bisher nur mit ſtummer Rührung betrachtet hatte, trat jetzt aus der Mitte der verſammelten Schotten, beugte ſich zur Erde, und ſprach:

„Sey mir in meiner geringen Hütte willkommen, Herr! Befiehl über mich, und über alles, was ich habe! —

Nun begleitete der ganze Haufe Eduard und ſeinen Gefährten zu der Wohnung des Alten. Hier nahmen dieſe etwas Speiſe zu ſich, und begannen ſodann der um ſie her ſtehenden Menge ihre ausgeſtandenen Gefahren zu erzählen. Die Schotten konnten ſich an den vielen Wunderbegebenheiten nicht ſatt hören. Schon brach die Nacht ein; und noch immer lauerten ſie mit offenem Munde auf neue Geſchichten. Endlich vermahnte ſie der Greis, den beyden Unglücksgefährten die Ruhe zu vergönnen. Sie gehorchten. Aber den folgenden Tag waren ſie wieder in aller Frühe verſammelt. Eduard und ſein

Freund fingen ihre Erzählungen von neuem an, beantworteten mit Gefälligkeit jede einzelne Frage ihrer Zuhörer, und unter ſolchen Geſprächen vergaſsen die gutmüthigen Einwohner der Inſel Wiſt Dürftigkeit und Elend.

Doch unſer Held ſollte auf Schottlands Küſten nirgends lange Zeit Ruhe finden. Schon am dritten Tage kamen noch vor Sonnen Aufgang einige Schotten athemlos zu des Alten Hütte gelaufen, und meldeten ihm, daſs ſo eben ein ganzer Schwarm Engländer angelangt wäre, der den Prinzen überall zu ſuchen anfinge.

Eduard lag noch auf ſeinem Lager, aber der Schlaf war ſchon von ſeinen Augen gewichen, und er vernahm deutlich, was vor der Hütte geſprochen wurde. Eben wollte er ſeinem Gefährten erwecken, und ihm die fürchterliche Mähre mittheilen, als ſchon ſein Wirth ängſtlich und verlegen herein trat.

„Prinz," ſprach er mit bebender Stimme, „ihr ſeyd verrathen! Man ſucht euch überall auf dieſer Inſel. Ihr müſst euch eiligſt mit eurem Freunde verbergen!"

„Wohin?" verſetzte der Prinz.

„Folgt mir!" erwiederte der Greis: „Noch ſind ſie jenſeit. Ihr könnt noch ſicher an einen Ort gelangen, wo ſie euch gewiſs nicht ſuchen werden."

Onell war bey den erſten ſchrecklichen Worten des Alten erwacht, und machte ſich jetzt, in möglichſter Geſchwindigkeit mit dem Prinzen bereit, den Rath des Wirthes zu befolgen. Dieſer nahm Brot und ein Gefäſs voll Waſſer in die Hand, und ging ſchweigend voran.

Er führte die beyden Verfolgten durch eine entfernte Wildniſs, über einen Hügel hinweg, an deſſen Fuſse ſich auf der andern Seite eine Höhle befand, deren Eingang mit wildem Geſträuche verwachſen, und ſo dem Auge jedes Fremden

unerforſchlich war. Mit der gröſsten Behuthſamkeit trennte der Alte die verſchlungenen Äſte des Gebüſches von einander. Eduard und Onell wanden ſich dicht hinter ihm drein, und endlich erblickten ſie den Eingang der Höhle.

„Hier," ſagte der Greis, „ſeyd ihr ſicher! Wagt euch aber nicht heraus, bevor ich nicht wieder bey euch bin! So bald die Engländer wieder von dannen ſind, hohle ich euch ab. Und ſollten ſie den Tag über auf unſerer Inſel verweilen, ſo komme ich bey Nachtzeit zu euch."

Mit dieſen Worten gab er ihnen das mitgenommene Brot und Waſſer, und eilte ſo ſchnell, als möglich, wieder zurück.

Der Prinz und ſein Freund traten nun in die Höhle hinein. Kalter Schauer durchbebte ihre Glieder. Dichte Finſterniſs umgab ſie. Ein ſchwacher Schimmer, der durch den ſchmalen, von Büſchen verdämmerten Eingang herein brach, ver-

doppelte die Schrecken des öden Aufenthaltes. Fürchterlich tönte der hohle Widerhall mit lauterer Stimme ihre Seufzer zurück, und jede ihrer Klagen ſchallte dreyfach kläglicher aus dem tiefen Geklüfte hervor.

Da lagen nun die beyden Unglücklichen auf einem harten Steine, zitternd vor Froſt, ſchrecklich gefoltert von Sorgen und Jammer. Der furchtbare Ort hatte ein heimliches Grauen in ihre kummervolle Seele geflöſst; zweyfach groſs ſahen ſie daher die Leiden der Vergangenheit, zweyfach marternd ſchwebten die Bilder einer hoffnungsloſen Zukunft vor ihren Augen. Erſt allmählig fingen ſie an, mit den Schrecken ihrer Wohnung vertrauter zu werden; erſt allmählich goſs wieder der Elenden dienſtbare Tröſterinn, die wohlthätige Hoffnung, ihren erquickenden Balſam in beyder verwundete Herzen. Geſtärkt wagten ſie es nun endlich wieder

freyer und froher um sich her, und in die zukünftigen Zeiten zu blicken. Hunger und Durst lockten sie jetzt zum armseligen Mahle, und sorgenloser verzehrten sie die Speise und den Trank, womit sie die Gutherzigkeit des redlichen Alten versehen hatte.

Der Tag war nunmehr bald verstrichen, und der Greis erschien noch nicht. Der schwache Schimmer am Eingange der Höhle wurde grauser und grauser; endlich verlosch er gänzlich. Noch einige Stunden, und der Greis erschien.

„Wo seyd ihr?" rief er, und aus dem Hintergrunde der Grotte erscholl es gräßlich: Wo seyd ihr?

Onell antwortete, und tappte im Finstern nach der Öffnung zu. Endlich fasste er des Alten Hand, und fragte ihn, ob die Engländer fort wären.

„Noch nicht," erwiederte der Greis; „ich hoffe aber morgen. Hier sind wieder

frifche Lebensmittel! Und wenn euch Leben und Freyheit lieb find, fo verhaltet euch noch kurze Zeit ruhig!"

Der Greis ging wieder, und verfprach, morgen, fo bald die Truppen nur fort wären, fie abhohlen zu kommen.

Vor Kälte erftarrt, fand der Morgen die beyden Unglücklichen auf ihrem harten Lager. Seufzer waren ihre wechfelfeitigen Morgengrüfse; und das elende von Thränen benetzte Brot, gab ihren entkräfteten Körpern keine Stärkung. Peinlich langfam fchlich für fie die Zeit vorüber; und ihr brennendes Verlangen, bald aus dem gegenwärtigen, kalten, furchtbaren Aufenthalte befreyt zu feyn, verlängerte ihnen noch die zögernden Stunden.

Der Alte kam nicht; und doch hatte er fie abzuhohlen verfprochen. Endlich erfchien die fehnlichft gewünfchte Nacht, und mit ihr der fehnlichft gewünfchte Alte.

„Sie find, leider, noch nicht fort!" fprach

er; „morgen, hoffen wir, werden sie sich wieder einschiffen."

Eduard ward jetzt ungeduldig. „Hier müssen wir umkommen!" rief er halb zornig. „Nehmt uns mit, und verbergt uns in eure Hütte!

„Lieber Herr!" erwiederte der Greis, „das ist ohne der grösten Gefahr nicht möglich. Meine Hütte, und die Hütten aller meiner Landsleute sind hierzu zu klein; denn täglich werden alle unsere Wohnungen genau durchsucht. Habt nur noch bis morgen Geduld; dann seyd ihr gewiss erlöset!"

Der Prinz sann die ganze Nacht hindurch, wie er aus diesem traurigen Aufenthalte entkommen möchte, und fasste endlich den Entschluss, mit seinem Freunde wieder in die See zu gehen. Onell war entschlummert, und das Echo schnarchte furchtbar mit ihm um die Wette. Zitternd vor Kälte wagte es Eduard, aus der Höh-

le zu treten; aber das wilde Gebüſch, womit dieſelbe rings umgeben war, und die Furcht, in der Finſternifs den Eingang zu verlieren, zwangen ihn, bald wieder zurück zu kehren.

Endlich verkündete der zunehmende Schimmer, der durch die Öffnung der Höhle herein fiel, das Kommen des Tages, und Onell erwachte. Der Prinz entdeckte ihm ſogleich den gefaſsten Entſchluſs. Onell war der nähmlichen Meinung, hielt aber für rathſam, noch ein Mahl die Nacht und den Alten zu erwarten. Eduard wollte von keinem Aufſchube hören. Da ihm aber jener vorſtellte, daſs dann erſt ihr Vorhaben mit Sicherheit auszuführen ſey, und ihm die Unmöglichkeit zeigte, ohne Führer ihr Both zu finden; ſo gab er ſich endlich drein, und harrte ſehnſuchtsvoll auf die Loſung zur Freyheit.

Onell gab noch im Stillen der Hoff-

nung Raum, die Engländer würden sich einschiffen, und der Greis werde sie abholen kommen. Aber der Tag ging vorüber, ohne dafs der Alte kam; und das Verlangen des Prinzen wurde mit jedem Augenblicke heftiger. Die Nacht erschien endlich: und endlich erschien auch der Greis.

„Sie sind noch nicht fort," sprach er voll Verdrufs; „und weifs der Himmel, wenn sie wieder an ihre Abreise gedenken werden. Wir haben heynahe kein Brot auf der ganzen Insel mehr; kaum, dafs ich euch noch etwas bringen konnte."

Eduard. Freund! wir wollen euch nicht länger beschwerlich fallen. Hier müssen wir endlich Gesundheit und Leben verlieren. Unser Entschlufs ist gefafst: wir gehen wieder in die See. Bringt uns zu unserm Bothe, und habt Dank für alle eure Sorgfalt!

Greis. Nein, Prinz! Ich bitte euch,

habt nur noch einen, oder höchſtens ein Paar Tage Geduld: ſie werden ſich doch endlich einmahl entfernen müſſen, und dann ſeyd ihr auf immer bey uns ſicher.

Eduard. Auf immer? — Lieber Alter, das iſt eine groſse Frage! Bey guter Zeit würden wir uns vielleicht wieder in dieſe Höhle verbergen müſſen. Nein, Freund! wir ſind feſt entſchloſſen, dieſen gräſslichen Ort zu verlaſſen. Erfüllt alſo unſere letzte Bitte; bringt uns zu unſerem Bothe.

Greis. Aber, wo wollt ihr hin? die Inſeln in dieſer Gegend ſind gröſsten Theils unbewohnt; denn Niemand kann ſeinen nöthigen Unterhalt auf ihnen finden.

Eduard. Deſto ſicherer werden wir da ſeyn. Und können wir nicht da leben, ſo kommen wir wieder zu euch.

Greis. Nun, wie es euch beliebt! Ich hab' es euch zuvor geſagt. — Aber meine Landsleute werden ſehr unzufrie-

den mit mir seyn, dafs ich euch fortgelaffen habe.

Eduard. Sage ihnen, dafs es mein Wohl erfordert habe; dafs ich ihnen allen vielmahls für ihre Liebe danken liefse, und dafs ich hoffte, fie noch einft glücklich wieder zu fehn. —

Nun führte der Greis den Prinzen mit feinem Gefährten an das Ufer zu ihrem Bothe, gab ihnen noch das wenige Brot und Waffer, das er in die Höhle mit gebracht hatte, in das Schiff hinein, und fprach fodann, als fie fich bereit machten, vom Lande zu ftofsen:

„Lebt wohl! fahrt glücklich, und vergeffet eure armen treuen Schotten nicht!"

„Gottes Lohn!" rief der Prinz mit Thränen, „Gottes Lohn für eure Liebe!" und das Both flog von dannen.

Jetzt waren unfere beyden Unglücksgefährten wieder auf der offenen See, fahen bey dem geringften Ungewitter ih-

ren unvermeidlichen Untergang vor Augen, mufsten, unkundig des Weges, den sie fuhren, bey der finftern Nacht jeden Augenblick fürchten, auf eine Klippe zu ftofsen, und fo den Tod in den Wellen zu finden; aber ihr an Verzweiflung grenzender Muth liefs fie das alles nicht achten. Ohne zu wiffen, wohin, fegelten fie aus allen Kräften weiter, und ein günftiger Wind trieb ihr kleines Fahrzeug, durch das Dunkel der Nacht, über die ruhigen Fluthen hinweg.

Der Tag fchimmerte, und man glaubte Land zu fehen. Die Sonne ftieg empor, und man hatte fich nicht geirrt.

Unfere Seefahrer landeten. Aber bald entdeckten fie, dafs ihr Unftern fie auf eine Infel verfchlagen hatte, die feit undenklicher Zeit von keines Menfchen Fufse war betreten worden. Vergebens forfchten beyde hier nach Nahrungsmitteln. Kein Thier liefs fich auf diefer Ein-

öde erblicken; keine nahrhafte Pflanze ſchoſs aus dem unfruchtbaren Erdreiche ihre Sproſſen empor. Überall nichts, als Sand und Steine; überall nichts, als falbes, erſtorbenes Unkraut. Keine Höhlung, die ihnen zum nächtlichen Aufenthalte dienen könnte, fanden ſie am nackenden Felſen; kein Reis, kein Spänchen Holz, womit ſie bey den kalten Abenden und Nächten eine wärmende Flamme unterhalten könnten, erſpäheten ihre Augen. Kurz, hier muſsten Eduard und Onell dem jammervollſten Lebensende entgegen harren, oder in aller Eile ſich wieder einſchiffen, und ihrem Schickſale überlaſſen, ob es ihnen anderwärtig einen beſſeren Zufluchtsort verſtatten würde.

Das Letztere wurde gewählt, und ihr Both ſchwamm, ſtets noch von günſtigem Winde getrieben, immer weiter von dannen.

Das wenige Brot, das ihnen der gute

Alte auf die Reiſe mitgab, war bald verzehrt, und mit Entſetzen ſahen die beyden Unglücklichen aufs neue dem ſchrecklichen Tode des Hungers entgegen. Oft waren ſie im Begriffe, nach Wiſt umzukehren; aber die Furcht, bey ihrer Ankunft daſelbſt den Engländern vor Geſicht zu kommen, erkannt und gefangen genommen zu werden, überwog bey weitem die Schrecken der Vorſtellung vor Hunger zu ſterben; und feſt entſchloſſen blieben ſie, lieber in den Wellen das Ende ihrer Leiden zu ſuchen, als ſich ſelbſt den Feinden zu überliefern, oder ſchauerlich langſam zu verſchmachten.

Schon neigte ſich der Tag, und noch waren ſie auf der See. Schon ſank die Sonne in die feurigen Fluthen, und noch erblickten ſie, ſo weit ihre Augen reichten, nichts als Luft und Waſſer. Raſtlos ruderten ſie weiter. Jetzt war es Nacht. Kraftlos überlieſsen ſie endlich ihr Fahr-

zeug dem Willen des Windes. Ein ſanf-
ter Schlummer überraſchte ſie.

Eduard erwachte zuerſt. Der Tag fing eben an zu dämmern, und ſieh! das Both fuhr langſam an einem Ufer hinun-
ter. Eduard ſah, rieb ſeine Augen, ſah wieder, und es war wirklich ſo. „Land! Land!" ſchrie er freudig. Onell fuhr ſchnell empor, blickte erſtaunt um ſich her, und verlieſs, Gott dankend, mit dem Prin-
zen den Nachen.

Ungewiſs, ob das neue Land nicht wieder eine ſolche wüſte Inſel, wie die erſt geſtern verlaſſene, wäre, irrten nun unſere Seefahrer am Ufer umher, und ſa-
hen mit Verlangen dem Aufgange der Sonne entgegen. Sie ſtieg endlich empor, und mit brennender Begierde fingen bey-
de ſogleich ihre Unterſuchungen an.

Sie bemerkten bald, daſs ſie ſich auf keiner ganz unfruchtbaren Inſel befänden. Kräuter und Stauden trieben luſtig allent-

halben Sproſſen und Zweige in die Höhe. Noch einige Schritte, und ſie entdeckten zu ihrem innigſten Vergnügen die Fuſsſtapfen von Menſchen. Entzückt wies ſie einer dem andern. Bald aber wurde ihre groſse Freude durch trübe Gedanken heftig vermindert.

„Könnten dieſe Fuſsſtapfen nicht auch zurück gelaſſene Denkmähler von dem ehemahligen Hierſeyn eines Schiffers, oder ſonſtigen Seefahrers — könnten ſie nicht vielleicht gar Zeichen von der Gegenwart unſers geſchäftigen Feindes ſeyn?"

So dachten ſie, und die letztere Vorſtellung beunruhigte beyde gewaltig; doch faſsten ſie Muth, und gingen den Fuſsſtapfen nach.

Die Spur verſichtbarte und vervielfältigte ſich immer mehr und mehr. Jetzt glaubten ſie die eingedrückten Hufe eines Roſſes wahrzunehmen. Sie unter-

ſuchten, und es war wirklich ſo. Ein ſchrecklicher Donnerſchlag für unſere Seefahrer; denn nun wähnten ſie ſattſame Gewiſsheit zu haben, daſs ſie auch auf dieſer Inſel von engliſchen Reitern geſucht würden. Lange ſtanden ſie, blickten zweifelhaft einander an, und ſchienen ſich ſtille ſchweigend zu berathen, ob ſie ihren Weg fortſetzen, oder ſich lieber dem Hungertode auf offener See in die Arme werfen ſollten? Die Möglichkeit, daſs die engliſchen Truppen gegenwärtige Inſel wieder verlaſſen haben könnten, richtete endlich aufs neue ihren geſunkenen Muth empor, und ſie gingen mit reger Vorſicht weiter.

Jetzt waren ſie den Fuſsſtapfen bis zu einem Hügel gefolgt. Die Spur ſchlang ſich um den Hügel herum in ein Thal hinab. Unſere Wanderer ſchritten der Bahn nach, und ein herrlicher Schauplatz eröffnete ſich vor ihren Augen. Das Thal, an deſſen Eingange ſie ſtanden, war — wie ſie

vermuthet hatten — keine Wildnifs, keine unwirthbare Heide, war die gefälligfte Aue, mit frifchem Grüne bekleidet, von einem hellen Bache durchwäffert, und rings umher mit Bäumen und Sträuchen befetzt.

Die beyden Unglücklichen weideten fich lange Zeit mit ftillem Entzücken an dem lachenden Gefilde, ftiegen fodann eilig den fchlangenförmigen Pfad hinab, und warfen fich, lechzend vor Durft, an die lockende Quelle. Matt und müde priefen fie hier den Schöpfer, der das Thal zu ihrer Ruhe, die Quelle zu ihrer Stärkung fo herrlich bereitete, labten fich an dem wohlfchmeckenden, erquickenden Waffer, und dachten nicht mehr an die vorhin erwähnten, eingebildeten Gefahren.

Des drückenden Bedürfniffes waren fie nun ledig; aber ein nicht minder dringendes heifchte jetzt mit defto ftärkerer Gewalt feine Befri digung. Der Hunger,

zweyfach durch das Quellwaſſer erregt, begann nunmehr fürchterlich auf unſere Reiſenden zu wirken. Und eben waren ſie im Begriffe, Bäume und Hecken zu durchſuchen, um durch Beeren oder Früchte den wüthenden Gaſt zu beſänftigen, als ſie auf einmahl durch ein entferntes Geräuſch aufgeſchreckt, und durch die ſonderbarſte Erſcheinung überraſchet wurden.

Zwey Reiter kamen durch das Gebüſch, womit der Hintergrund des Thales umſchloſſen war, feyerlich langſam einher geritten. Eduard und Onell zitterten. Die Reiter lenkten, und naheten ſich ihnen. Der eine war auffallend ſeltſam gekleidet; Eduard und Onell häfteten ſtarr ihre Augen auf ihn. Er näherte ſich, und — es war eine Dame. Jung und blühend ritt ſie einher, ſchön von Geſicht und Figur, doch ſchöner noch von Anſtand und Sitten. Der zweyte Reiter war ihr Diener.

Da ſtand nun unſer Held mit ſeinem Freunde; beyde in zerriſſenen, ſchmutzigen Kleidern, beyde von Hunger verzehrt und gebleichet; beyde zweifelhaft, ob ſie fliehen, oder die Dame erwarten ſollten. Erſtaunen hielt ſie, wie verſteinert am Boden feſt; Furcht, dieſe Dame möchte eines Patrioten Gemahlinn ſeyn — möchte ihre Verrätherinn werden, lieſs ſie zu keinem Entſchluſſe gelangen.

Die Dame kam indeſſen immer näher und näher. Bald war es unmöglich, ihr auszuweichen.

„Wir wollen ſie anreden!" ſprach jetzt Eduard gefaſst. „Vielleicht iſt ſie weiches Herzens: vielleicht flöſst ihr unſer Zuſtand Mitleiden ein!" —

Der Prinz ging voran. Onell folgte. Die Dame hatte ſie ſchon bemerkt, und kam dicht an ſie heran geritten. Eduard und ſein Gefährte grüſsten ſie ehrerbiethig. Die Dame erwiederte mit freundli-

cher Herablaſſung ihren Gruſs, hielt ihr Pferd an, und nun begann folgendes Geſpräch.

Die Dame faſste den Prinzen ſcharf ins Auge, und fragte ſodann anſcheinend erſtaunt und bedenklich:

„Woher, guter Freund?"

Der Prinz. Von Wiſt, Lady.

Die Dame. Und was ſuchet ihr mit euerm Gefährten hier?

Der Prinz. Verlorne Freunde.

Die Dame. Wer ſeyd ihr?

Der Prinz. Ehemahls Soldaten — jetzt Bettler.

Die Dame. Von Prinz Eduards Armee?

Der Prinz. Wir dienten keinem Prinzen.

Die Dame. Alſo dem Könige?

Der Prinz. Dem Könige und uns ſelbſt.

Die Dame. Ihr ſeyd Britten!

Der Prinz. Vor Zeiten waren wir es; jetzt sind wir Unglückliche.

Die Dame schwieg lange Zeit; aber ihr Blick, der starr auf Eduard gerichtet blieb, wurde wärmer und wärmer. Der Prinz fing an in Verlegenheit zu gerathen. Onell schien nicht bemerkt zu werden, und stand seitwärts, den Hut, wie Eduard, in der Hand haltend.

„Ihr kommt von Wift?" hob endlich die Dame wieder an. „Habt ihr nichts von Prinz Eduard gehört? er soll sich auf dieser Insel aufhalten?"

Der Prinz. Man sagt es, Lady.

Die Dame. Und zwar in der Kleidung eines Bettlers!

Der Prinz. Für gewiss kann ich es nicht ausgeben.

Die Dame. Ich bin seinetwegen sehr besorgt, ob ich gleich selbst nicht ausser Gefahr lebe.

Der Prinz. Ihr in Gefahr, Lady? —

Die Dame. Warum ſetzt euch das in Verwunderung? Wiſst ihr nicht, daſs jetzt die Freunde des Hauſes Stuart allenthalben verfolgt werden?

Der Prinz. Ihr eine Freundinn des Hauſes Stuart? — Euren Nahmen, Lady!

Die Dame. Macdonal.

Der Prinz und Onell (zugleich.) Lady Macdonal? —

Onell (allein.) Hier ſteht Prinz Eduard!

Lady Macdonal. Wie? — Alſo trog mich meine Ahndung nicht? Alſo ſeyd ihr wirklich Eduard?

Der Prinz. Ja, theure Lady, ich bin es! bin der unglückliche Eduard, der unſtät und flüchtig ſchon Monden lang umher irrt, der nirgends einen Aufenthalt findet, wo er den Verfolgungen ſeiner Feinde nicht ausgeſetzt wäre! Aber unendlich groſs iſt meine Freude, euch, Lady Macdonal, hier anzutreffen — euch,

meine eifrigſte Freundinn — euch, die ihr während meines Feldzuges ſchon ſo viel für mich thatet. Wohl mir! daſs ich euch endlich kennen lerne. Wohl mir! daſs ich euch endlich danken kann.

Lady Macdonal hatte indeſſen ihr Pferd verlaſſen. Jetzt warf ſie ſich zu des Prinzen Füſsen, küſste den Saum ſeines Kleides, und rief:

„Sey mir willkommen, edler Prinz! Nimm an die Huldigung deiner treuen Dienerinn, die ſich glücklich ſchätzt, zu deinen Füſsen zu liegen, den Saum deines Kleides zu küſſen, und deren heiſseſter Wunſch ſtets bleiben wird, Britanniens Zepter in deiner Hand zu ſehen! Geſegnet ſey mir die Stunde, worin ich dich, theurer Märtyrer, erblicke! ſie iſt die ſeligſte meines Lebens. Alle Gefahren, alle Schrecken, alle Sorgen dünken mir jetzt nur Kleinigkeiten — dünken mir nur geringe Preiſe, wofür ich

die Wonne dieſer Augenblicke erkaufet habe!" —

Thränen ſtürzten bey dieſen Worten aus den Augen der Lady. Vergebens waren Eduards Bemühungen, ſie von dem Boden empor zu richten. „Laſst mich!" ſo ſprach ſie, und ſchlang ihre Arme feſt um ſeine Knie, laſst mich eure Füſse mit meinen Thränen benetzen! ſie ſind alles, was ich euch für jetzt zum Opfer darzubringen vermag."

Eduard, innigſt gerührt, vereinigte ſeine Thränen mit den ihrigen; auch Onell weinte, und eine ſchmerzhafte Pauſe folgte auf die gefühlvolle Scene.

Lady Macdonal ſtand endlich auf, betrachtete mit innigſter Wehmuth den Prinzen, und rief, die Hände ringend:

„Das iſt eines Königs Sohn! — Prinz," fuhr ſie ſchmerzhaft fort, „wie unglücklich iſt Macdonal, daſs ſie euer Elend nicht vermindern kann — daſs ſie ſelbſt

ohne ſicheren Aufenthalt umher irren muſs! — Doch nein! Ich will das Äuſserſte wagen, und will ſtolz darauf ſeyn, mein Leben dem Dienſte des rechtmäſsigen Königs der Britten weihen zu dürfen. Ich gehe ſogleich Freyſtatt und Sicherheit für euch zu ſuchen: ich will ſie finden, oder mich ferner nicht würdig achten, eine Freundinn des Hauſes Stuart genannt zu werden!"

Eduard bath ſie dringend, ſich ſeinetwegen nicht ins Unglück zu ſtürzen.

„Ich thue meine Pflicht," ſprach ſie lächelnd. „Laſst mich handeln; Gott mag ſorgen! Für jetzt aber," ſetzte ſie hinzu, „will ich euch und eurem Freunde einen Ort anzeigen, wo ihr in ruhiger Verborgenheit ſo lange verweilen könnet, bis ich eine bequemere Wohnung auf einer der umher liegenden Inſeln ausgeſpähet habe."

Jetzt muſste Eduard, ſo ſehr er ſich

auch weigerte, der Lady Pferd beſteigen, Onell das Roſs ihres Bedienten, und ſie ſelbſt ging zu Fuſse neben dem Prinzen her. Nach einer Viertelſtunde gelangten ſie zu einer Höhle, dem bisherigen Wohnorte der Lady.

„Hier," ſprach ſie, „ſeyd ihr vor allem Ungemache ſicher! Ein redlicher Bauer, der ſich mit noch einigen andern Landleuten jenſeit der Inſel aufhält, wird euch täglich beyde, ſo lange ihr hier ſeyd, mit Speiſe und Trank verſorgen."

Hierauf übergab ſie ihnen noch einen kleinen Vorrath von Brot und getrockneten Fiſchen, nahm den zärtlichſten Abſchied, und verſprach, daſs, ſo bald ſie würde einen beſſeren Zufluchtsort ausgekundſchaftet haben, ihr Diener ihnen ſogleich davon Nachricht überbringen ſollte. Dann ſchwang ſie ſich auf ihr Pferd, und ritt, von ihrem Diener begleitet, auf den jenſeitigen Theil der Inſel zu.

Nun wohnte wieder unſer Held mit ſeinem treuen Gefährten in einer Höhle. Doch war dieſe minder finſter, minder kalt und minder graufig, als jene zu Wift. Auch durften ſie es hier wagen, im freyen Felde umher zu wandeln, und durch das nahe Gebüſch in das wohl bekannte, anmuthige Thal zu ſchlüpfen. Dort lagerten ſie ſich auf weichem Raſen an die labende Quelle, und ſchwelgten in ſüſsen Träumen von der bevorſtehenden Ruhe im Schooſse der Freundſchaft.

So lebten die beyden Unglüklichen einige Tage ſonder Gefahr und Sorgen; aber ihr eifrigſter Verfolger, der Hunger, lieſs ihnen auch auf dieſem friedſamen Eilande keinen ungeſtörten Frieden zu Theile werden.

Der geringe Vorrath an Lebensmitteln, den ihnen Lady Macdonal zurück gelaſſen hatte, war bald zu Ende, und nun zwang ſie jener unerbittliche Menſchenfeind eine Koſt zu genieſsen, vor deren

bloſsem Anblicke ſie ſchon Ekel und Grauen überfiel. Der Bauer, der, während Lady abweſend war, den Prinzen und den Lord mit Nahrungsmitteln verſehen ſollte, brachte ihnen täglich ein hölzernes Gefäſs mit Waſſer, worin ſich etwas weniges aufgelöſetes Gerſtenmehl befand. Und dieſe elende Nahrung ſollte ſie ſättigen; dieſer ekelhafte, ungekochte Brey ſollte ihren entkräfteten Körper neue Stärke verleihen! —

Seit dem Eduard des Lords Lovarnok Schloſs verlaſſen hatte, war ſeine Geſundheit von wunderbarer Dauer geweſen: allen Gefahren, allen Trübſeligkeiten, allen Beſchwerden, ſelbſt den angſt- und jammervollen Seereiſen ſchien ſie unerſchütterlich zu trotzen. Aber hier auf dieſer Inſel erlag endlich die geſchwächte Natur ſo vielem Elende.

Es war der fünfte Tag nach der beyden Unglücksgefährten Ankunft, als eine

ſchreckliche, gefahrvolle Krankheit den Prinzen niederwarf, und ſeinen getreuen Freund in nicht geringe Beſorgniſs verſetzte. Ein giftiger Ausſchlag bedeckte Eduards ganzen Leib, die äuſserſte Mattigkeit überfiel ſeine Glieder, peinliche Schmerzen folterten ihn.

Da lag der Königsſohn auf modrigem Strohe in der einſamen Höhle. Kein Arzt pflegte ihn, keine Stärkung erquickte ihn. Onell war ſeine einzige Hülfe, und dieſer hatte nichts, als Thränen.

Fürchterlich kämpfte er acht Tage lang. Onell zitterte für ſein Leben. Jetzt waren alle ſeine Kräfte erſchöpft; ſeine Sinne verloren ſich; er verſank in einen tiefen Schlummer. Allmählich wurde nun ſein Odem ſchwächer und ſchwächer — jetzt hob ſich kaum noch merkbar die gepreſste Bruſt empor. Onell gerieth auſſer ſich.

„Verzeih noch!" ſo rief er, und warf

ſich troſtlos an Eduards Seite, „verzieh noch, gequälter Geiſt, in deiuer jammervollen Hülle, bis auch ich ausgekämpft — bis auch ich das Ende meines Elends erreicht habe!" —

Er verzog noch. Der Athem des Prinzen wurde endlich wieder von Stunde zu Stunde ſtärker; ſeine Bruſt begann heftig zu arbeiten. Noch wenige Minuten, und er ſchlug die Augen auf. Die Natur hatte jetzt geſiegt. Aber der arme Leidende nahm nun erſt den Mangel ſeiner Kräfte wahr, empfand nun erſt, in aller ihrer Fülle, ſeine ſchrecklichen Schmerzen, und wähnte dem Tode nahe zu ſeyn. Doch litt er geduldig, und tröſtete ſich mit dem Gedanken an ſeine baldige Vollendung.

„Freund!" ſprach er zu Onell, der nicht von ſeinem Lager wich, „Freund, meine Leiden reifen jetzt ihrem Ende entgegen. Mein Loos war auf dieſer Welt Kummer, Angſt und Thränen. Meine

Thaten ſind von dem ewigen Richter gezählt und berechnet; er mag richten, ich will ſchweigen. — Der Krieg, den ich geführt habe, war die Folge meiner gekränkten Ehre. Die Anſprüche auf das Land, das ich zu erobern trachtete, waren von Erbrecht und Geburt beſtätiget. Bald werde ich nun, Statt dieſer vergänglichen nicht erlangten Krone, ein Diadem errungen haben, das alle Pracht und Herrlichkeit der Kronen dieſer Welt verdunkelt, und das oft die mächtigſten Fürſten der Erde vergebens zu erlangen ſtreben."

Onell bemühete ſich, den Prinzen von ſeiner zunehmenden Geſundheit zu überzeugen; aber alles ſein Beſtreben war fruchtlos.

„Vergönneſt du mir keine Ruhe?" ſprach Eduard wehmuthsvoll; „ich wähnte, du wäreſt mein Freund! —

Die Todesgedanken waren ſeinem Herzen liebliche Tröſterinnen, und ſchon zu

vertraut mit ihnen, verſcheuchte es jede Hoffnung zur Beſſerung. Doch ſeine Leiden ſollten noch nicht ihr Ende erreichen, und er entdeckte bald ſelbſt zu ſeiner innigſten Betrübniſs, daſs er von Tag zu Tage ſtärker wurde.

Endlich kam der Diener von Lady Macdonal an. Bey ſeinem Anblicke vergaſs Eduard die Sehnſucht nach dem Tode. Und da er die Nachricht vernahm, daſs die Gebietherinn des Bothens auf einer kleinen, unweit gelegenen Inſel den verſprochenen ſicheren Aufenthalt ausgeſpähet hätte; ſo fühlte er ſich auf einmahl ins Leben zurück gerufen, und wünſchte nichts ſehnlicher, als bald im Stande zu ſeyn, nach einem Orte abſegeln zu können, wo er, nach ſo vielen ausgeſtandenen Beſchwerden, Ruhe und Bequemlichkeit in vollem Maſse genieſsen ſollte.

Sein Wunſch wurde erfüllt. Die er-

freuliche Hoffnung, die ſtärkenden Nahrungsmittel, die Lady ihm ſandte, thaten das Ihrige. In einigen Tagen hatten ſich ſeine Kräfte wieder hinlänglich geſammelt, und er beſtieg an einem heiteren Morgen, mit Onell und dem Diener der Lady, das Both, worauf der Letztere angekommen war.

Der Wind ſchien ihnen nicht recht günſtig zu ſeyn; doch landeten ſie glücklich gegen Abend auf der beſtimmten Inſel. Der Diener führte ſie nach einem nahe am Ufer gelegenen Landhauſe. Er pochte an die Thür; aber niemand öffnete ſie. Er pochte ſtärker, und ſie wurde noch nicht geöffnet. Nun verſuchte er ſie ſelbſt aufzumachen, und zu ſeinem gröſsten Erſtaunen gelang es ihm wirklich. Sie traten alle drey in das Haus hinein. Todesſtille herrſchte im unteren Theile. Sie ſtiegen die Treppe hinauf, öffneten alle Zimmer; kein lebendiges Geſchöpf lieſs ſich erbli-

cken. Mit banger Ahndung erfüllt, durchliefen ſie jetzt das ganze Gebäude, ruften und lärmten, ſchrien und polterten; aber überall war es einſam, nirgends ein lebendes Weſen zu finden.

„Unbegreiflich!" ſprach der erſchrockene Diener der Lady. „Hier iſt etwas vorgefallen. Verziehen Sie noch einen Augenblick! ich will Kundſchaft hohlen."

Er ging, und kam beſtürzter zurück.

„Meine Vermuthung" rief er, „war gegründet. Der Herr dieſes Hauſes iſt vorgeſtern ſammt ſeiner ganzen Familie und allen ſeinen Bedienten, von einem Corps engliſcher Truppen überfallen, und gefangen weggeführet worden. Wo Mylady hin gekommen ſey? kann mir niemand berichten. Ein Bauer, der die Engländer ſich wieder einſchiffen ſah, verſicherte mich aber, daſs keine Weibsperſon bey ihnen geweſen wäre."

Eduard zitterte bey dieſer Erzählung.

Jetzt ſchwieg der Diener. Eduard ſchauderte. „Bin ich ſelbſt nicht ſchon unglücklich genug?" begann er fürchterlich, und ſchlug ſich verzweiflungsvoll vor die Stirne, „müſſen auch Andere noch durch meine Schuld ins Elend ſtürzen?"

Auſser ſich, rannte er jetzt in die nahe Wildniſs, warf ſich da wüthend zur Erde, raufte unbarmherzig in ſein Haar hinein, und verwünſchte ſich und ſein Daſeyn.

„Prinz!" ſprach Onell, der ihm mit der Lady Diener nachgeeilt war, „ihr verzweifelt, und ich bewundere die ſonderbaren Führungen der Vorſehung. Bey allem euerm Unglücke, bey allem euerm Jammer ſeyd ihr dennoch glücklich!"

Der Prinz blickte wild nach Onell. „Wie?" verſetzte er, „du wagſt es, meiner noch zu ſpotten? Ich glücklich, deſſen Leben der Tod, als eine elende Beute verſchmähte; ich glücklich, dem

die mütterliche Erde ihren Schoofs verweigerte; ich glücklich, den das Schicksal verfluchte, die Vorsehung ausstiefs, der Himmel verbannte! — O bin ich glücklich; dann möchte ich wissen, wer unglücklich ist!"

Onell blieb ruhig und gefafst.

„Prinz," sprach er, „höret mich an! Ihr läftert Gott und die Vorsehung, und noch nie war euch ihre Hülfe so nahe. Die Krankheit, wovon ihr eben genesen seyd — diese Krankheit, die ihr als das Übermafs des Elendes, als einen Spott des Todes mit euch betrachtet — diese Krankheit war die gröfste Wohlthat, war offenbare Spur, dafs eine mächtige Hand über euch waltet. Verblieb eure Gesundheit unerschüttert; vermochtet ihr euch sogleich auf der Lady Bothschaft nach dieser Insel einzuschiffen; was wäre dann aus uns geworden? — Wären wir nicht zugleich mit überfallen wor-

den? wären wir nicht in die Gewalt unſerer Feinde gerathen? — Nein, Prinz, verwünſchet euer Leben nicht! Noch ſeyd ihr frey, noch dürft ihr hoffen, und alſo auch nicht unabſehbar unglücklich!" —

Dieſe Vorſtellung ſchien etwas den wilden Schmerz unſers Helden zu beſänftigen. Er richtete ſich wieder vom Erdboden empor, und entſchloſs ſich, in Geſellſchaft ſeiner Gefährten, nach einem Nachtquartiere zu forſchen.

Sie waren noch nicht weit gewandert, als auf einmahl, ſeitwärts durch das Gebüſch, die Strahlen eines Lichtes in ihre Augen fielen. Der Schein ſchimmerte nicht fern, ſie ſchritten raſch auf ihn los; und doch kamen ſie ihm nicht näher. Schon begannen ſie zu fürchten, ein Irrlicht täuſche ſie, und ſie möchten bey der wachſenden Finſterniſs in Schlamm und Sümpfe gerathen. Aber plötzlich theilte ſich das Geſträuch, und ſie erblickten ei-

nige Hütten, in deren einer das erfreuliche Licht brannte.

„Ich will hinein gehen," ſprach der Diener, „und anfragen, ob wir Nachtquartier bekommen können!"

Er ging, kam aber ſogleich wieder in vollen Sprüngen zurück.

„Was gibts?" rief Onell erſchrocken entgegen.

„Neues Unglück!" verſetzte Eduard trocken.

„Mylady! Mylady!" ſchrie der Diener athemlos. Und Mylady trat im nähmlichen Augenblicke, eine Lampe in der Hand, zur Thüre heraus.

„Verzeiht, Prinz!" ſprach ſie, als Eduard mit ſeinem Freunde ſich näherte, „Verzeiht, daſs ich ſo ſchlecht für euch ſorgte. Geprieſen ſey der Unfall, der euch nicht früher anzukommen erlaubte! Ohne ihn wäret ihr, durch meine Schuld, ein Raub eurer Feinde geworden! —

Doch kommt herein! Wir ſind hier bey gutmüthigen Leuten, wo wir uns ſonder Furcht über unſere fernere Sicherheit berathſchlagen können!"

Alle traten jetzt in die Stube. Und Lady Macdonal erzählte nun ausführlich, was unſerm Helden und ſeinem Gefährten ſchon gröſsten Theils bekannt war. Zwey Tage vorher war zur Abendzeit ein Corps der Truppen des Herzogs von Cumberland auf dieſer Inſel angelangt, hatte plötzlich das Haus des unglücklichen Lords umringt, ihn, ſeine Gemahlinn, ſeine Kinder und ſein Geſinde gebunden, und ſich ſchnell mit den Gefangenen wieder von dannen begeben.

„Ich" ſetzte die Lady hinzu, „befand mich auf meinem Zimmer, das glücklicher Weiſe nicht allzu hoch war, und deſſen Fenſter in den Garten gingen. Mein Entſchluſs koſtete mich alſo weder Zeit noch Überlegung. Meiner ſelbſt un-

bewuſst, ſprang ich bey dem erſten Geräuſche in den Garten hinab, und entfloh ganz unbemerkt zum Hinterpförtchen hinaus."

„Was euch, mein lieber Prinz, betrifft," fuhr ſie fort, „ſo wähnte ich, daſs entweder mein Diener den Weg verfehlet hätte, oder, daſs euch ſelbſt auf der Reiſe ein Unglück zugeſtoſsen wäre; dennoch aber dankte ich mit Thränen dem Schiçkſale, daſs es euch lieber von mir trennen, als Stuarts Edelſten dem Hohngelächter ſeiner Feinde preis geben wollte."

Onell fing jetzt an, der Lady des Prinzen ſchreckliche Krankheit zu ſchildern. Eduard bath ihn zu ſchweigen, und nicht durch Bilder trüber Vergangenheit die lichtvolle Gegenwart zu verdunkeln.

„Ich war krank," ſprach er lächelnd, „krank am Leibe, doch kränker noch an der Seele. Mein Leib genaſs, jetzt iſt auch meine Seele geneſen." —

Brot und Waſſer waren zwar nur die Erquickungen, die nunmehr unſerm Helden gereichet wurden; aber in Geſellſchaft einer Lady Macdonal und eines Lords Onell, zweyer der edeldenkendſten, groſsmüthigſten Menſchen, die jeden Augenblick bereit ſtanden, ihr Leben für ihn aufzuopfern — in dieſer Geſellſchaft däuchte ihm ſeine geringe Koſt wohlſchmeckender, als die ausgeſuchteſten Speiſen: und ein Abend, wie dieſer, ſchien ihm hinlängliche Belohnung für alle ausgeſtandenen Mühſeligkeiten zu ſeyn.

Nach vielen fröhlichen Geſprächen begann endlich Lady Macdonal in einem ernſteren Tone alſo:

„Jetzt, Freunde, iſt es aber ein Mahl Zeit, auf unſere künftige Sicherheit bedacht zu ſeyn. Raſtlos ſpähen die Engländer nach uns; keine vergebliche Mühe iſt fähig ſie abzuſchrecken; ihr Eifer

wird vielmehr noch heftiger dadurch entflammt. Laſſet uns alſo auf Mittel denken, ihr Suchen und Forſchen nicht nur auf einige Zeit fruchtlos zu machen, ſondern, wo möglich; auf immer zu vereiteln. Dieſen Entzweck würden wir, meines Erachtens, am gewiſſeſten zu erreichen im Stande ſeyn; wenn ihr, lieber Onell, den Prinzen einzig mir überlieſset, Eduard die Kleider einer Weibsperſon anzöge, und mich als Kammerfrau begleitete!"

Hier ſchwieg die Lady, und erwartete Eduards und Onells Gutachten. Aber Eduard und Onell antworteten nicht, ſchlugen erſchrocken die Augen nieder, und endlich rollten helle Zähren an beyder Wangen herab. Lady Macdonal ward innig gerührt; doch des Prinzen Rettung lag ihr näher, als die Thränen der Freundſchaft. Sie faſste ſich, und nahm wieder das Wort.

„Lord!" ſprach ſie mit ſanftem Nachdrucke zu Onell, „ihr werdet ſelbſt einſehen, daſs wir, ohne die gröſste Gefahr, nicht alle drey bey einander verbleiben können. Der Prinz iſt bey mir am ſicherſten, und ihr ſeyd in Schottland ſelbſt am ſicherſten. Gehet wieder dorthin zurück. Dieſe Inſeln vermögen euch keinen Schutz zu vergönnen; bey euern Freunden kann er euch nicht ermangeln. Vielleicht bin ich bald ſo glücklich, für unſern theuern Eduard einen dauerhaft ſicheren Aufenthalt zu erſpähen; dann kehre auch ich wieder nach Schottland zurück, und ſtatte euch Bericht davon ab." —

„Von dir ſoll ich mich trennen?" ſprach jetzt Eduard im Tone der Wehmuth; „von dir, meinem Retter, von dir, meinem treueſten Freunde, den ich vielleicht nie mehr auf dieſer Welt wieder ſehe? — Nein Lady! Muthig

wollen wir alle drey dem Tode entgegen gehen, ungetrennt leben, ungetrennt ſterben!"

„Prinz!" erwiederte Onell männlich gefaſst, „Lady Macdonal hat Recht. Groſs iſt die Gefahr, bleiben wir alle drey vereint, und ich kann auf dieſen Inſeln nichts zu euerm Beſten thun. Sie hingegen iſt hier allenthalben bekannt, weiſs jeden von euern Anhängern. Und der Vorſchlag, euch in ihre Kammerfrau zu verkleiden, iſt ein Hülfsmittel, das euern Beyfall im vollſten Maſse verdient. Ergreift dieſe Zuflucht: ſie wird euch heilſam ſeyn! — Unſre Trennung iſt auch für mich ſchrecklich; aber euer Wohl geht mir über alles. Feſt ſteht eure Freundſchaft, feſt meine Treue; unſere Herzen ſcheiden alſo nicht von einander. Und ſehen wir uns auf dieſer Welt nicht mehr wieder; dort iſt ein Ort, wo wir uns gewiſs

wieder ſehen — fröhlicher wieder ſehen, als wir es diesſeits bey unſerer Zuſammenkunft vermöchten !" —

Lange ſträubte ſich dennoch Eduard, der Lady Vorſchlag anzunehmen. Endlich ſiegten die Bitten und Vorſtellungen ſeiner Freunde. Und nun wurde ſogleich ein weiblicher Anzug für den Prinzen beſorget, und Anſtalt zur Abreiſe getroffen. Schon der kommende Anbruch des Tages ward dazu beſtimmt. Eduard bebte, doch widerſprach er nicht.

Mancherley Verabredungen erfolgten noch, bis endlich bereits die Hälfte der Nacht vorüber war. Nunmehr vermahnte Lady Macdonal den Prinzen und ſeinen Gefährten zur Ruhe. Sie gehorchten. Beyde warfen ſich auf ein Bund Stroh, und verſchliefen die traurigen Vorgefühle der bevor ſtehenden Trennung.

Lady Macdonal verſuchte wachend zu bleiben. Mit wehmuthsvollem Gefühle hing ihr Blick an dem getreuen Brüderpaare. „Jetzt noch innigſt vereint," dachte ſie, „und in wenig Stunden ſchon getrennt!" Eine traurige Ahndung durchdrang ſie; ſchwarze Bilder der Zukunft ſpielten vor ihren Augen. Die Lampe fing an ſchwächer zu ſchimmern. Lady ſtützte das Haupt auf ihren Arm; — ihre Augenlieder ſanken — ſie entſchlief.

Der Tag graute, und ſie erwachte.

„Prinz!" rief ſie eilfertig, „ſchon naht ſich der Morgen. Wir müſſen an unſere Abreiſe gedenken."

Eduard fuhr empor, und ein plötzliches Schrecken durchbebte ſeine Glieder. Auch Onell erwachte, tröſtete ſeinen Freund, und bath ihn, ſein Wohl zu erwägen. Lady Macdonal brachte die Kleider herbey, half mit Rath und That; und bald ſtand für Prinz Eduard ein

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Weib, Betty genannt, zur Stelle. Seine blaſſe Geſichtsfarbe, ſeine hohlen Augen, ſeine eingefallnen Wangen vollendeten die Täuſchung. Jedermann muſste unter dieſer Geſtalt eine alte Kammerfrau vermuthen.

„Dieſes Gewand" ſprach Onell mit einer traurig lächelnden Miene, „gewährt euch vollkommene Sicherheit. Enthaltet euch nur des Sprechens; das iſt das einzige, was euch verrathen könnte!" —

Indeſs hatte ſich das Morgenroth über den ganzen Horizont verbreitet, und nun rückte der gefürchtete Augenblick des Scheidens heran. Lady Macdonal gab die Loſung dazu.

„Prinz!" ſprach ſie, „länger dürfen wir nicht mehr ſäumen, wenn wir vor einbrechender Nacht die Inſel Sky erreichen wollen."

Eduard trat zu Onell, ergriff mit Thränen ſeine Hand, drückte ſie lange Zeit ſprachlos, und ſtammelte endlich:

„Leb' wohl, Freund! — Habe Dank für deine Treue! — In einem beſſeren Lande ſehen wir uns wieder!" —

„Lebt wohl! Prinz," rief Onell ſtöhnend, „lebt wohl! Gott leite eure Schritte, und laſſe euch ſicher in eure Vaterſtadt gelangen." —

Er wollte hierauf ſeinen Unglücksgefährten noch bis zum Ufer geleiten; aber die Lady verhinderte es.

„Mylord!" waren ihre Worte, „ſeyd Mann, und bleibt zurück. Bey unſerm Einſchiffen möchtet ihr noch weniger Meiſter eurer Empfindung ſeyn; man könnte uns bemerken, und Verdacht ſchöpfen."

Gehabt euch wohl!" ſetzte ſie hinzu, „und nehmt auch meinen Dank für die vielen treuen Dienſte, die ihr unſerem lieben Eduard geleiſtet habet. Bald, hoffe ich, ſoll guter Erfolg mein Vorhaben krönen; dann wollen wir beyde,

eingedenk der überſtandenen Mühſeligkeiten, noch manche frohe Stunde mit einander verleben." —

Onell blieb traurig in der Hütte zurück, und harrte mit brennendem Verlangen auf einen Schiffer, durch deſſen Hülfe er wieder nach Schottland hinüber gelangen könnte. Die gewünſchte Gelegenheit fand ſich endlich. Ein Seemann gab ihm für Geld und freundliche Worte ſein Fahrzeug und ſeine Kleider, und er landete glücklich auf den jenſeitigen Küſten.

In Schottland lebte er lange Zeit ungeſtört bey den ihm bekannten heimlichen Freunden des Hauſes Stuart. Endlich kehrte er wieder nach Irland zu ſeinen Anverwandten zurück, wo er in Ruhe und Frieden den Reſt ſeiner Lebenszeit verbrachte.

Doch wir gehen wieder zu unſerem Helden zurück, der traurig über die Tren-

nung von ſeinem Freunde, mit Lady Macdonal und ihrem Diener das nähmliche Both beſtieg, womit er auf dieſe Inſel gekommen war. Die weiblichen Kleider waren ihm noch zu neu, zu ungewohnt, als daſs er ſich ſogleich darein zu ſchicken vermochte. Er muſste deſshalb manche Lection von ſeiner Freundinn anhören, die ihm aber dafür zur Entſchädigung, mit Erzählung ihrer merkwürdigen Schickſale, die Zeit ſo angenehm verkürzte, daſs ihm der Abend ſchneller, als gewöhnlich, anzubrechen dünkte.

Die Sonne fing eben an ihre Strahlen in die See zu tauchen, als ſich ſchon in der Ferne vor ihren Augen die Inſel Sky erhob; und noch glühete der Himmel und die Fluth, als unſere Seefahrer an dieſem Orte landeten. Sie erblickten in der Dämmerung ein ziemlich groſses Haus, und Lady Macdonal erkundigte

sich sogleich bey einem am Ufer stehenden Schiffer, wer dessen Besitzer sey.

„Lord Laval ist sein Nahme," antwortete der Schiffer; „ich glaube aber nicht, dass er sich jetzt hier aufhält."

„Ein eifriger Verehrer eures Hauses!" sprach die Lady heimlich zum Prinzen, und laut zum Schiffer: „Warum nicht, guter Freund?"

Der Schiffer. Hm! man redet so mancherley von ihm. Einige wollen gar behaupten, er wäre ein Anhänger des Prinzen, der neulich hier zu Lande den Aufruhr erregt hat; und da fürchtete er sich, wie viele andere, seinen Kopf zu verlieren.

Die Lady. So, so! Das ist freylich schlimm genug für ihn; aber ich will doch einen Versuch machen, ob ich nicht, auch in seiner Abwesenheit, bey ihm Nachtquartier bekommen kann.

Lady Macdonal vermuthete, der Lord

hätte dieſs Gerücht ſeiner Flucht verbreitet, um deſto ſicherer vor allen Nachſtellungen zu ſeyn. Sie nahete ſich alſo dem Schloſſe, und Eduard folgte ihr. Ein Mädchen öffnete auf anhaltendes Klopfen die Thür.

„Iſt Lord Laval zu ſprechen?" fragte die Lady.

Das Mädchen. Nein, Mylady! Lord Laval iſt auf Reiſen.

Die Lady. Das thut mir leid! Ich bin ſeine Freundinn, und habe ihm erfreuliche Bothſchaft zu bringen.

Das Mädchen. Darf ich nach euerm Nahmen fragen, Lady?

Die Lady. Macdonal heiſse ich.

Das Mädchen. Verziehet einen Augenblick, Mylady, bald bin ich wieder da.

Sie ſprang die Treppe hinauf, und kam ſogleich wieder zurück.

„Lady Macdonal," rief ſie, „wird erſucht, ſich herauf zu bemühen."

Freudig folgte ihr die Lady, und ward in ein entferntes Zimmer geführt. Ein ehrwürdiger Greis kam ihr freundlich entgegen; es war Lord Laval.

„Verzeiht, Lady!" ſprach er, „verzeiht, daſs bald mein Haus wäre für euch verſchloſſen geblieben. Der Sicherheit halber, laſs ich meine Gegenwart jedem Fremden verläugnen; und, Gott ſey Dank! dieſe Liſt hat mir bisher Ruhe und Friede verliehen.

Lady Macdonal. Ihr handelt ſehr klug, Lord! Hätte auch ich mich dieſer Vorſicht bedienet; ſo dürfte ich jetzt nicht unſtät und flüchtig überall umher irren.

Lord Laval nöthigte die Lady auf einer Ruhebank neben ihm Platz zu nehmen.

„Nun," hob er an, „ich bin begierig, die erfreuliche Bothſchaft zu vernehmen, die Lady Macdonal mir zu überbringen hat!"

Lady Macdonal. Ihr ſcheint Miſs-
trauen in mich zu ſetzen!

Lord Laval. Das nicht; aber wo ſollte zu dieſer Zeit eine fröhliche Nachricht für Stuarts Freunde herkommen?

Lady Macdonal. Wohl wahr, Lord! Doch, glaube ich, muſs jetzt jedem Freunde des Hauſes Stuart die Nachricht von dem Wohle des Prinzen Eduard nicht ganz unwillkommen ſeyn.

Lord Laval. Allerdings nicht! Dieſe Bothſchaft bringt mir alſo Lady Macdonal?

Lady Macdonal. Noch mehr, als die bloſse Bothſchaft.

Lord Laval. Und was noch?

Lady Macdonal. Beweiſe.

Lord Laval. Worin beſtehen dieſe?

Lady Macdonal. In des Prinzen eigener Ausſage.

Lord Laval. Sein Aufenthalt iſt euch alſo bekannt?

Lady Macdonal. Mehr, als zu wohl.

Lord Laval. Und wo ist er?

Lady Macdonal. In euerm Hause.

Lächelnd blickte der alte Lord die Lady an, und schien sich, wie über einen unzeitigen Scherz, zu verwundern; Lady Macdonal aber stand auf, rufte einen Diener, und bath ihn, ihre Kammerfrau herbey zu hohlen. Des Lords Erstaunen nahm zu, und seine Ungewissheit machte ihn beynahe schon ungerecht gegen die Lady, als der Prinz erschien.

„Näher, näher, Betty!" rief Lady Macdonal, und hielt das Licht empor.

Laval sah bald den Prinzen, bald wieder die Lady an. „Was soll das werden?" fragte er endlich. „Diese Kammerfrau ist doch wohl nicht Prinz Eduard?"

Eduard. Und wenn ich es nun wä-

re; würde mir Lord Laval ſeinen Schutz entziehen? —

Lord Laval. (Betroffen über die männliche Stimme.) Wie? — Iſts möglich! — Seyd ihr es? — Seyd ihr es ſelbſt, der unglückliche, verfolgte Prinz Eduard?

Eduard. Ja, Lord! ich bin der unglückliche, verfolgte Eduard, der bey euch eine ſichere Freyſtatt zu finden hofft — der euch darum bittet.

Lord Laval. Und der ſie haben ſoll, ſo lange es ihm bey mir gefällt. — Seyd mir willkommen! edler Prinz. Befehlt unumſchränkt über alles, was ich beſitze! euer treuer Diener ſchätzt ſich glücklich, euch noch vor ſeinem Ende unter dieſem geringen Dache zu ſehen.

Lady Macdonal. Nun, Lord! war meine Bothſchaft nicht erfreulich?

Lord Laval. O Lady! ich bin nicht fähig, euch dafür zu danken. Gott belohne euch die Freude, die ihr mir al-

ten Manne gemacht habt! — Aber nun, Prinz, werft die beſchwerlichen Kleider ab; ſetzt euch zu uns, und vergeſst, wenn es möglich iſt, alle ausgeſtandenen Gefahren. —

Prinz Eduard gehorchte. Der Lord liefs andere Kleider bringen, liefs ſodann die Tafel beſorgen, und erſuchte ſeine Gäſte, ſich wohl ſeyn zu laſſen. Unſer Held liefs ſich nicht lange nöthigen. Warme, gut zubereitete Speiſen waren ſchon wieder ſeit Monathen nicht von ihm genoſſen worden, und die vollen Becher gaben ſeinen erloſchenen Lebensgeiſtern neue Schnellkraft; auch Lady Macdonal ſchien allen ihren Kummer vergeſſen zu haben. Beyde ergetzten den Lord mit Erzählung ihrer ſeltſamen Schickſale, und ihre angenehme Geſellſchaft entzückte den guten Alten ſo ſehr, daſs er auf das Wohl des Hauſes Stuart eine Flaſche nach der andern ausleerte, bis ihm endlich

ſeine Diener ziemlich berauſcht zu Bette führen muſsten. Auch Prinz Eduard und ſeine Gefährtinn ruheten nun wieder ein Mahl auf weichem Lager von ihren Beſchwerlichkeiten aus; und der helle Morgen fand noch alle in den Armen des Schlafes.

Der folgende Tag wurde ſo ſorgenlos zugebracht, wie der vorhergehende Abend. Lord Laval dachte nur daran, ſeine Gäſte nach Würden zu bewirthen; und ſchon begann ſich die Sonne zu neigen, als ſie noch insgeſammt bey der Mittagstafel ſaſsen. Plötzlich wurde heftig an die Hausthüre gepocht. Lord Laval und ſeine Gäſte achteten es nicht. Aber die Schläge verdoppelten ſich, und bleich und zitternd trat ein Diener in das Speiſezimmer.

„Ein ganzer Schwarm Reiter," ſtammelte er, „umringt unſer Haus, und einige wollen mit Gewalt eingelaſſen ſeyn."

Lady Macdonal erbleichte; der Lord zitterte.

„Wir ſind verrathen!" rief endlich Eduard, ſprang auf, und ſein Entſchluſs war gefaſst. Er verlangte ſeine weiblichen Kleider. Sie wurden gebracht, und im Nu ſtand wieder die alte Kammerfrau da. Jetzt ergriff er ein Licht, bath die Lady und ſeinen Wirth, wegen ihm unbekümmert, und nur auf ihre eigene Rettung bedacht zu ſeyn, eilte die Treppe hinab, ſetzte das Licht bey Seite, und öffnete ſelbſt den ſtürmenden Kriegern die Thür. Dieſe waren eben in Bereitſchaft, mit Gewalt einzubrechen, und drangen nunmehr mit dem gröſsten Ungeſtüm in in das Haus herein. Eduard lieſs ſie zum Theile bey ſich vorbey, ward aber endlich durch ihre wüthende Heftigkeit zur Thüre hinaus geſtoſsen, und ſchlüpfte in der Dämmerung unbemerkt zwiſchen den übrigen hindurch.

Die Engländer fliegen indeſſen theils die Treppe hinauf, und durchſuchten den obern Theil des Hauſes; theils durchſpäheten ſie die unterſten Gemächer ſammt Garten, Kellern und Ställen; aber alle ihre Mühe war fruchtlos; wegen wem ſie eigentlich auf dieſe Inſel gekommen waren, wen ſie in dieſem Hauſe vermutheten — Prinz Eduard war nirgends zu finden.

Lord Laval gerieth auſser ſich, da er den Überfall der engliſchen Truppen vernahm, und in dieſem Zuſtande war er geblieben, bis die Reiter zu ihm in das Zimmer traten. Lady Macdonal hatte in der Eile befohlen, die für drey Perſonen gedeckte Tafel abzutragen, und den Lord inſtändigſt gebethen, auf ſeine Sicherheit bedacht zu ſeyn; aber das Schrecken hatte ihn aller Beſinnung beraubt. Der gute, alte Mann vermochte ſich nicht von der Stelle zu bewegen. Jetzt war die gröſste Gefahr vorhanden, und die Lady

floh zu einer Seitenthüre des Speiſezimmers heraus, durch einen engen dunklen Gang, eine Treppe hinab, die andere wieder hinauf; bis ſie endlich bey dem noch ſchwachen Tageslichte einen verborgenen Schlupfwinkel entdeckte. Hierein verbarg ſie ſich, und harrete, mehr für den Prinzen, als für ſich ſelbſt beſorgt, auf den Ausgang des neuen, gefahrvollen Abenteuers.

Lord Laval wurde unterdeſſen ſcharf bedrohet, den Ort zu entdecken, wo der auswärtige Prinz ſich befände, der, wie man gewiſs verſichert ſeyn wollte, in dieſem Schloſſe verborgen wäre. Aber ſo erſchrocken der Lord auch ſeyn mochte, ſo hätte ihm doch keine Marter das Geſtändniſs ausgepreſst, daſs Eduard auf ſeinem Landhauſe geweſen, viel weniger, daſs er in dem Anzuge einer Magd in dieſen Gegenden zu finden ſey.

„Ich weiſs von nichts!" antwortete

er auf jede Frage, die die Engländer ihm vorlegten. „Ich weiſs von nichts!" waren ſeine Worte auf jede Drohung, die ſie an ihm verſuchten.

Endlich, da man glaubte, ſattſam allenthalben geforſcht zu haben, auch Lord Laval wirklich unſchuldig zu ſeyn ſchien; endlich verlieſs man wieder dieſs Haus, und tröſtete ſich mit der gewöhnlichen Redensart: Alle Mühe iſt umſonſt; der Prätendent iſt weder mehr in Schottland, noch auf den Inſeln. Ehe ſich das Corps wieder einſchiffte, unterſuchte man zwar noch rings umher die Gegenden der Küſte; aber auch hier war kein Prätendent zu finden, und noch feſter von ſeiner gänzlichen Abweſenheit überzeugt, verlieſs man endlich auch die Inſel.

Die letztere Nachſuchung, ſo wie das Abſegeln der engliſchen Truppen geſchah den folgenden Morgen nach dem mehr glücklichen als unglücklichen Überfalle;

und ſchon in der Nacht war Prinz Eduard wieder nach dem Schloſſe ſeines Freundes zurück gekehrt. Unausſprechlich groſs war des Lords und der Lady Freude bey ſeiner Ankunft, die beyde wegen ihm in der peinlichſten Beſorgniſs geſchwebet hatten. Er verblieb in den weiblichen Kleidern, und ſah mit eigenen Augen, wie gegen Mittag die engliſche Flotte die Anker lichtete, und wie auf Fittichen des Windes von dannen flog.

Unſer Held überlieſs ſich nun wieder aller Gemächlichkeit. Und da er einige Tage ungeſtört auf der Inſel zugebracht hatte, ſo legte er auch wieder ſeine weiblichen Kleider ab, und dachte an nichts weniger, als Lavals Haus bald wieder zu verlaſſen.

Indeſſen war es aber zu Sky allgemach bekannt worden, daſs ſich Prinz Eduard wirklich hier aufhielte. Verſchiedene Einwohner der Inſel kamen unter

mancherley Vorwande in Lord Lavals Haus, um ſich von der Wahrheit dieſer Sage zu überzeugen. Der Prinz war nicht vorſichtig genug; und bald ſprach man überall zu Sky von ſeiner Gegenwart, wie von einer zuverläſſigen Sache. Lord Laval war zwar aus allen Kräften bemüht, dieſs Gerücht als eine Unwahrheit zu erſticken; aber weder Liſt noch Überredung ſchienen etwas zu fruchten, und der gute Alte gerieth endlich für des Prinzen und ſeine eigene Sicherheit in die äuſserſte Beſorgniſs.

„Prinz!" ſprach er eines Tages, „jetzt vermag euch mein Haus keine ſichere Freyſtätte mehr zu gewähren. Eure Gegenwart iſt überall auf der Inſel ruchtbar geworden. Und ich befürchte nächſtens wieder einen Überfall, der wohl ſchwerlich ſo glücklich ablaufen möchte, als der neulich geſchehene; mein Rath wäre alſo, ihr ginget wieder nach Schott-

land zurück; dort forſcht man nicht ſo ernſtlich nach euch, wie auf den Inſeln. Dort beginnen ſich eure Freunde wieder zu ſammeln; und es wird euch nicht ſchwer ſeyn, einige davon auszuſpähen."

Eduard bezeigte wenig Luſt, ſich wieder aufs neue den Beſchwerlichkeiten der Flucht auszuſetzen, zumahl, da ſeine getreue Gefährtinn, Lady Macdonal, gleich ihm, von einer heftigen Krankheit war überwältiget worden; und alſo für jetzt nicht Kummer, Noth und Gefahren mit ihm zu theilen vermochte. Allein, bald wurde Lord Lavals Furcht berechtiget. Seine Kundſchafter meldeten ihm eines Abends, ſie hätten in der Ferne die Flaggen einiger engliſchen Schiffe bemerkt, die ſich der Inſel Sky zu nähern ſchienen. Und nunmehr ſah ſich der Prinz genöthiget, plötzlich ein Haus zu verlaſſen, worin ihm ſo wohl geweſen war, und zugleich mit dieſem Hauſe, einen

Freund und eine Freundinn, die ihm so unaussprechlich theuer geworden, und ohne deren letztere er seine Zukunft zweyfach gefahrvoll erblickte.

Sein Abschied von Lady Macdonal übertraf allen bisher erlittenen Jammer; und der Lady Betrübniss überstieg die bittersten Vorgefühle des Todes. Nur mit Gewalt konnte sie abgehalten werden, ihren Liebling zu begleiten, und ihre Krankheit verschlimmerte sich nach Eduards Abreise so schrecklich, dass Laval schon in voraus den Verlust seiner treuen Bundesgenossinn beweinte.

„Lebe wohl! unglücklicher Prinz," rief ihm mit Thränen die edle Dame nach, als er fassungslos von ihr ging; „lebe wohl! Theuerster, dessen Bild selbst der Tod aus meiner Seele nicht verlöschen wird. Ist mir auch nicht die Wonne vergönnt, dich noch ein Mahl in diesem Leben zu begrüssen: so soll

doch mein letzter Pulsſchlag dir geweihet ſeyn, und auch in jener Welt der Wunſch, dich auf Britanniens Throne zu ſehn, kein Ende erreichen."

„Lebe wohl!" ſtammelte der Prinz, „lebe wohl! Freundinn, die ich nie vergeſſen werde. — Gott danke dir — Gott lohne dich! — In deiner letzten Stunde denke einſt meiner; dein Tod wird dann ſanfter, als dein durch mich unglückliches Leben ſeyn." —

Auſser ſich ſtieg jetzt Eduard, in der abgetragenen Kleidung eines Dieners, die Treppe hinab. Der gute Lord begleitete ihn bis zur Thüre. Ein Händedruck war hier Eduards Abſchied, eine Thräne Lavals letztes Lebewohl.

Und ſo floh denn der Unglückliche ſtöhnend in öde Wüſten hinaus, floh auf immer von einem treuen Freunde — auf immer von ſeiner getreuen Macdonal. Denn ach! ſie hatte wahr geſprochen,

die gute Lady. Nie wurde ihr mehr die Wonne vergönnt den Liebling ihrer Seele wieder zu ſehen. Bald nach jenem traurigen Abſchiede fiel ſie in die Hände ihrer Verfolger.

Prinz Eduard irrte alſo jetzt wieder in Bettlerskleidern auf ungebahnten Wegen durch Wälder und Einöden umher. Vergebens ſuchte er an den Küſten ein Schiff, worauf er nach Schottland zu kommen vermöchte. Dort hoffte er einige neue Freunde aufzufinden, deren Wohnort ihm Laval beſtimmt hatte; und auch dieſe Hoffnung ſchien vernichtet zu ſeyn.

Drey kalte Nächte hatte er ſchon wieder unter freyem Himmel zugebracht, ſein Vorrath an Lebensmitteln nahete ſich dem Ende; und noch war alles Bemühen, ein Fahrzeug zu entdecken, vergebens. Oft faſste er den Entſchluſs, zu ſeinem Freunde und ſeiner theuern Lady zurück zu kehren. Schon war er

im Begriff, den Weg nach Lord Lavals Hauſe zu betreten; aber die Furcht vor den engliſchen Truppen zwang immer ſeinen ſchon rückwärts gewendeten Fuſs wieder vorwärts zu ſchreiten.

Der dritte Morgen fand ihn, vor Kälte erſtarrt und mit Thränen in den Augen, auf einem Lager von herab gefallnen Blättern.

„Gott!" rief er, „wenn wird das Ende meiner Leiden vorhanden ſeyn?"

Es war nahe, das Ende ſeiner Leiden. Eine tröſtende Ahndung durchbebte ſchnell des Unglücklichen Seele, ſcheuchte jeden kummervollen Gedanken aus ihr, und erleichterte plötzlich ſeine beklommene Bruſt. Staunend über den neuen Muth richtete ſich Eduard, wie neu geboren, von der Erde empor, dankte mit feurigem Gebethe dem Allerhöchſten für den Schutz der verfloſſenen Nacht, und ging, fröhlich den Reſt ſeiner Nahrungsmittel

verzehrend, mit fehnellen Schritten von dannen.

Noch war er nicht weit gegangen, als er aus einem Gebüfch hervor trat, und das Ufer der See dicht vor fich liegen fah. Sein Blick flog fogleich pfeilfchnell rings umher, und forfchte, fo weit er reichte, ob nicht etwa ein kleiner Nachen zu entdecken wäre? Und fieh da! — er fand, was er fuchte. Ein ziemlich grofses Both lag in mäfsiger Entfernung vor Anker. Unausfprechlich grofs war Eduards Freude bey diefem Anblicke. Ohne zu wiffen, wen diefs Schiff gehöre, ohne zu bedenken, ob der Eigenthümer auch nach Schottland fahren, oder ihm daffelbe überlaffen würde — eilte er fchnell darauf los, pries Gott für die ihm zugefandte Hülfe, und fetzte fich an das Ufer, um den Seemann zu erwarten.

Nicht lange hatte er fo da gefeffen, und forgenlos den raufchenden Wellen

nachgeſehen, als eine rauhe Stimme hinter ihm erſcholl.

„Wollt ihr mit hinüber nach Schottland?" rief der Mann, auf den er harrte.

„Das iſt mein Wille," erwiederte Eduard freudig; „ſeyd ihr der Eigenthümer von dieſem Bothe?"

Der Schiffer. Ich bin es. Wollen wir bald fort? Ich habe nichts mehr auf dieſer Inſel zu verrichten.

Eduard. Wenn es euch gafällt, den Augenblick.

Der Schiffer. Nun, dann friſch in Gottes Nahmen! —

Sie ſtiegen ein. „Lebe wohl! du Aufenthalt meiner Lieben." ſprach der Prinz leiſe vor ſich hin, und der Fiſcher ſtieſs vom Lande.

„Wohin begehrt ihr eigentlich?" ſprach jetzt Eduards Fährmann, ein guter, redlicher Alter, der wohlgemuth ſein Morgenpfeifchen ſchmauchte.

Eduard. Ich wünſchte in der Gegend von Badenoch zu landen.

Der Schiffer. Hm! Badenoch iſt ein wenig weit von meiner Heimath entfernt; aber für ein gutes Wort will ich euch ſchon dahin führen.

Eduard. Tauſend gute Worte ſollt ihr haben, und Geld ſo viel — ich habe.

Der Schiffer. Sachte, ſachte Freund! ihr werdet wohl eure Paar Münzen Zeit genug gelöſen. Doch, was wollt ihr in Badenoch? etwa neue Dienſte ſuchen? denn euern Kleidern nach ſcheint ihr gedient zu haben.

Eduard bejahte des Seefahrers Frage, und nannte ihm einen Lord, den ihm Laval als einen ſeiner eifrigſten Freunde angeprieſen hatte.

Der Schiffer kannte ihn, lobte ihn als einen gar rechtlichen Mann, und erboth ſich, unſerm Prinzen den Weg nach ſeinem Schloſſe zu weiſen.

Unter mancherley Gesprächen, die theils von den Reisen des Seemannes, theils von den jetzigen Zeitläuften, und folglich auch von dem berüchtigten Prätendenten handelten, kamen unsere beyden Seefahrer schon den folgenden Tag bey Badenoch an. Vergebens drang der Prinz in seinen Begleiter, einige kleine Geldstücke für Fahrt und Zährung anzunehmen. Der ehrliche Alte blieb dabey, Eduard brauchte seine Münzen nöthiger, als er, zeigte ihm den nächsten Weg nach des bewufsten Lords Hause, und stach wieder munter in die See.

Von nun an begegnete unserm Helden auf festem Lande kein Zufall mehr, der mit denen schon auf seiner Flucht gehabten an Abenteuerlichkeit zu vergleichen wäre. In dem Lord, der ihm von Laval empfohlen worden, und auf dessen Schlofs er glücklich ankam, fand er ganz den Mann, wie er ihm beschrieben war, fand

einen edeldenkenden, eifrigen Anhänger des Hauſes Stuart. Seine Freude, den Prinzen bey ſich zu ſehen, war nicht minder groſs, als Lavals ſeine; und das Schloſs dieſes Lords hatte ihm keine bequemere Freyſtatt gewährt, als ihm jetzt das Schloſs in der Gegend von Badenoch gewährte.

Eduards Freunde hatten ſich nunmehr wieder ziemlich geſammelt. Einer erfuhr von dem Andern, daſs der Prinz ſich noch in Schottland befände; und jeder war daher bemüht, durch Beſorgniſs für Eduards Sicherheit die Gröſse ſeines Dienſteifers an den Tag zu legen. So fühlte alſo unſer Held nicht mehr ſo heftig die Beſchwerden der Flucht; ſo ſah er ſich alſo nicht mehr ſo oft genöthiget, mit allen Arten von Elend den Kampf zu beginnen.

Zwar wurde er noch zuweilen von engliſchen Truppen in Angſt verſetzt; zwar muſste er noch einige Mahle Tage

lang umher irren, aber nie gerieth er mehr in ſo groſse Gefahr, als ehedem; nie war er mehr gezwungen, ſo ſchrecklichen Mangel und ſo fürchterliche Mühſeligkeiten zu erdulden, als er vorhin erduldet hatte.

Demungeachtet aber gebrach es unſerm Helden auch jetzt nicht an Leiden. Gram und Sorgen verblieben ſtets die unzertrennlichen Gefährten ſeines Lebens, und ertödteten unaufhörlich den Frieden und die Fröhlichkeit ſeiner Seele. Für jetzt peinigten ihn die traurigen Nachrichten von dem Schickſale ſeiner treueſten Freunde. Viele von dieſen hatten bereits den blutigen Lohn ihrer Treue davon getragen. Andere ſchmachteten noch in gräſslichen Kerkern; und die Mehreſten irrten, ihrer Güter beraubt, mit Weib und Kindern im Lande umher, und bettelten das Almoſen von ihren eigenen Feinden.

Endlich berichtete man ihm auch das Unglück ſeiner lieben Macdonal. Die arme Lady war wieder geneſen, und hatte die Inſel Sky in der Abſicht verlaſſen, den Liebling ihrer Seele in Schottland aufzuſuchen, hatte auch glücklich die dieſsſeitige Küſte erreicht, war aber hier von denen, deren Nachſtellungen ſie ſo oft täuſchte, aufgegriffen, und gebunden nach London geführt worden.

Eduards Empfindung bey dieſer Nachricht war der Zuſtand eines Menſchen, deſſen Seele ſcheidet. Wie eine Bildſäule ſtarrete er Stundenlang vor ſich hin; Tage verſtrichen, ehe ein wohlthätiger Thränenſtrom ſeinem brechenden Herzen Linderung gewährte.

„Auch ſie iſt hin!" ſprach er leiſe vor ſich. —

„Auch ſie habe ich ins Verderben geſtürzt!" rief er auf einmahl in wilder Verzweiflung; und nun ging es hinaus

in Gottes freye Welt. Kein Zureden vernahmen ſeine Ohren.

Seine Freunde wurden jetzt behutſamer, und verbargen ſorgfältig alle dergleichen Nachrichten vor ihm. Täglich in Geſellſchaft von treuen Menſchen, täglich von Herzen bemitleidet, die innigſt fühlten, was der Mund ſagte, begann ſich endlich wieder allmählig Eduard zu faſſen, begann ſich endlich wieder nach und nach ſein geſunkener Muth empor zu richten. Von Lady Macdonal ſprach er nicht mehr, und erkundigte ſich auch nicht, was aus ihr geworden wäre; aber oft ſaſs er lange Zeit ſprachlos da, und ſeine Freunde merkten nur zu wohl, daſs die herab gleitende Thräne der guten Macdonal gälte.

Der unglücklichen Lady Loos war ewiges Gefängniſs.

Doch ich eile zu dem Zeitpuncte,

worin unſer Held, von gegründeter Hoffnung beſeelt, aufs neue wieder auflebte; worin alle ſeine Gefahren und Beſchwerlichkeiten auf der ſchottiſchen Küſte ihr gänzliches Ende erreichten.

Prinz Eduard befand ſich in der Mitte des Monaths September bey einem ſeiner Freunde, der alles aufboth, ſeinen vornehmen Gaſt heiter und fröhlich zu machen. Aber das viele Unglück, das Eduards Gegenwart in Schottland verbreitet hatte, quälte ihn immer noch mit zu reger Pein, und vereitelte gröſsten Theils alle Bemühungen ſeines Wirthes.

Eines Morgens, als er, wie gewöhnlich, in düſtre Schwermuth verſunken, beym Fenſter ſtand, und in die weite Ebene hinaus ſtarrte, trat der Lord plötzlich munter und vergnügt in ſein Zimmer.

„Was gilt's, Prinz?" rief er; „heute mache ich euch fröhlich!

Der Prinz lächelte ſchmerzhaft, und erwiederte:

„Wie einen Sterbenden.“

„Ganz recht!“ verſetzte der Lord; „wie einen Sterbenden, dem der Arzt ſeine ſchnelle Geneſung verkündet.

Eduard blickte erſtaunt den Lord an.

„Nun,“ fuhr dieſer fort, „wollt ihr geneſen?“

Eduard ſeufzte. Der Lord zog einen geöffneten Brief aus der Taſche.

„Lest! lest!“ ſprach er lachend; hier iſt Arzney für euch!“

Eduard las:

„Theurer Freund und Bundesgenoſſe! Endlich haben die dringendſten Sorgen der Verehrer des Hauſes Stuart ihr Ziel erreicht. Unſer Prinz iſt geborgen, ſo ihr ſeinen Aufenthalt zu erforſchen im Stande ſeyd. Zwey franzöſiſche Fregatten haben den Befehl erhalten, den unglücklichen Eduard aufzuſuchen, und nach

Frankreich zu geleiten. Beyde ſind bereits, wie man hier aus ſicheren Nachrichten weiſs, an der ſchottiſchen Küſte gelandet. Sorge dafür, lieber Lord, daſs dieſe angenehme Bothſchaft in eurer Gegend gehörig verbreitet werde. Wir wollen unterdeſſen hier zu Lande aus allen Kräften bemühet ſeyn, die franzöſiſchen Schiffe auszukundſchaften, und euch, ſo bald wir ſie gefunden, davon Bericht abſtatten, u. ſ. w."

Schmerz und Kummer ſchwanden bey Leſung dieſes Briefes aus Eduards Seele. Sein Auge vergoſs Freudenthränen; aufser ſich, umarmte er den Lord, küſste das Schreiben ſeines Freundes, und empfand ſchon im voraus das Übermaſs der Wonne, gerettet zu ſeyn.

Der Lord ſchrieb ſogleich mit aller Behuthſamkeit an ſeinen Bundesgenoſſen, und meldete ihm, daſs des Prinzen Aufenthalt ausgeſpähet ſey. Jener war in

seinen Bemühungen, die französischen Fregatten zu entdecken, nicht saumselig gewesen; und bald kam die Nachricht an, dass eines der beyden ausländischen Schiffe bey Lochnanach vor Anker läge. Der Capitän dieser Fregatten, war schon benachrichtiget, und hatte sogleich Befehl ertheilt, die andere herbey zu rufen.

Der Prinz begab sich nun, ohne Zeitverlust auf den Weg. Seine Kleidung war sorgfältig gewählt, und nur wenige Freunde begleiteten ihn. Aus Vorsicht setzte er mit seinen Gefährten nur grösten Theils bey Nacht die Reise fort; und auf diese Weise kam er unerkannt bey den nunmehr wieder vereinigten Fregatten an. Der Capitän war zur Abfahrt bereit, und liess sogleich die Anker lichten.

Es war der neun und zwanzigste September, als Eduard auf immer Schottland verliess. Alles schien sich zur schnellesten Beförderung seiner Wünsche vergesellschaftet

zu haben. Ein günſtiger Wind ſchwellte die Segel der franzöſiſchen Schiffe; die friedfertigen Wellen warfen ſpiegelähnlich jeden Gegenſtand des Ufers zurück; keine engliſche Flagge lieſs ſich, ſo weit die Augen reichten, auf der ebenen Fläche erblicken.

Mit ſo viel Kummer, Noth und Angſt aber auch unſer Held hier geſtritten, ſo mannigfaltigen Jammer und Elend er auch hier erprobet, ſo vielfacher Schmerz ihn auch hier gepeiniget hatte; ſo verurſachte ihm doch der Abſchied von Schottlands Küſten eine trübe, ſchwermuthsvolle Stunde.

„Gehabt euch wohl!" ſprach er mit leiſer, bebender Stimme zu ſeinen Begleitern, „gehabt euch wohl! und vergeſſet den unglücklichen Eduard nicht."

Und nun beſtieg er das Schiff. Heftiger ſtrömten ſeine Thränen die welke Wange herab; ängſtlicher pochte ſein

Herz. Jetzt bewegten ſich die Fregatten; jetzt begannen ſie die Wellen zu durchſchneiden.

„Lebe wohl, Land! du Aufenthalt meiner Getreuen! — Lebe wohl, Land! du Schauplatz meiner Leiden!"

So dachte er weinend noch, da Schottlands Ufer, einer blauen Linie gleich, vor ſeinen Augen entſchwunden war.

Bald aber ſcheuchte der Gedanke einer vollkommenen Sicherheit alle düſtere Vorſtellungen aus unſers Helden Gemüthe, und eingedenk der bevorſtehenden Ruhe, überliefs er ſich gänzlich dem traurig ſüſsen Andenken ſeiner erduldeten Mühſeligkeiten. Alles ſchien ihm ein Traum zu ſeyn, und er ſchwelgte in der Rückerinnerung gefühlvoller Scenen.

Doch ſo ſicher unſer Held ſich auch wähnte, ſo war er doch noch fern vom Ziele ſeiner gänzlichen Geborgenheit,

und ehe er dahin gelangte, hatte er noch mit häufigen Gefahren zu kämpfen.

Kaum vermochte er nicht mehr die Grenzen von Erde und Waſſer zu unterſcheiden, als ein fürchterlicher Anblick ſein Innerſtes erſchütterte. Zwey engliſche Kriegsſchiffe naheten ſich den franzöſiſchen Fregatten. Eduard zitterte; aber ſein Capitän war unbeſorgt. In der gröſsten Eile befahl er, alle Segel aufzuſpannen, und in kurzer Zeit waren die feindlichen Schiffe in unabſehbarer Ferne hinter ihnen.

Jetzt ging des Prinzen Fahrt ununterbrochen weiter. Doch in Bretagne harrte ſeiner ein ähnlicher, noch gröſserer Schrecken. Die beyden Fregatten, auf deren einer er ſich befand, waren glücklich bis zu Roſeau bey Morlaix gekommen; und hier drohete ihnen ein Unglück, dem ſie, allem Anſcheine nach, nicht zu entgehen hoffen durften. Eine gan-

ze engliſche Flotte ſtellte ſich ihren Augen dar.

Des Capitäns Verlegenheit glich bey dieſem Anblicke des Prinzen ſeiner. Wollte er es auch wagen, rückwärts zu ſegeln, ſo muſste er befürchten, auf jene beyden Kriegsſchiffe zu ſtoſsen. Keine andere Zuflucht verblieb ihm alſo, als den Rath der Verzweiflung zu befolgen, und ſich kühn der feindlichen Flotte entgegen zu werfen.

Der ſchreckliche Entſchluſs wurde ausgeführt, und — gelang.

Die Engländer ſtaunten, und konnten ihren Augen nicht trauen, als ſie die beyden armſeligen Fahrzeuge heran ſchiffen ſahen.

Aber bald ging ihr Erſtaunen in Verachtung über; und die brittiſche Groſsmuth rettete, was ohne Rettung verloren ſchien. Man vermuthete nicht, wer mit dieſen Schiffen reiſete; man ſah

ſtolz auf ſie herab; kurz, unſer Prinz fuhr ungeſtört durch die Mitte ſeiner Feinde hindurch.

Dergleichen Abenteuer hatte Eduard noch einige auf dieſer Seereiſe zu beſtehen; doch waren ſie minder gefährlich, als das letztere der beyden erwähnten.

Alles ging übrigens glücklich von Statten, und noch vor Anfange des Winters empfing unſern Märterer der Hafen Sanct Paul.

Man ſorgte ſogleich, ihn anſtändig zu kleiden, und brachte ihn ſodann nach Leon.

Verſchiedene ſeiner ehemahligen Freunde erwarteten ihn hier; aber ihr eingebildetes Vergnügen ſchwand dahin, ſo bald ſie Eduards Jammergeſtalt anſichtig wurden.

In Paris kannte man ihn nicht mehr. König Ludwig erſchrak vor ihm. Jeder der den Prinzen vor ſeinem Feldzuge

sah, klagte über die erstorbene Blüthe seiner Jugend. Greise weinten um ihn. Väter zeigten ihn ihren Kindern, und die Weisen des Volks riefen:

Auch Fürstensöhne sind Menschen!

Sonderbare

Begebenheit

aus

den unglücklichen Tagen

Carls des Zweyten,

Königs von England.

Sehr oft entging Carl der Zweyte wunderbarer Weise den Gefahren, die ihm zur Zeit seines Exils droheten. Unter allen aber ist vorzüglich folgende Begebenheit merkwürdig.

Als der König nach Brüssel kam, erwachte in seiner Seele die feurigste Sehnsucht, seine geliebte Schwester, die Prinzessinn von Oranien zu sehen. Wohl sah er selbst ein, welches Wagstück er unternähme, wenn er seinen heisen Wunsch befriedigte; wohl begriff er, dass selbst das strengste Incognito ihn nicht vor allen Gefahren sichere; dessen ungeachtet aber

blieb ſein Verlangen gleich groſs, und ſein Entſchluſs wurde gefaſst.

Unter dem kleinen Gefolge des Grafen Wigton befand ſich ein Kammerdiener mit Nahmen Flemming, ein geborner Deutſcher. Längſt ſchon hatte dieſes Mannes erprobte Treue und warme Anhänglichkeit an ſeinen Herrn Carls Herz gewonnen. Bey allen Vorfällen würdigte ihn der Monarch ſeines Zutrauens, und auch jetzt glaubte er zu niemand anderem ſicherer ſeine Zuflucht nehmen zu können, als zu Flemming. Er entdeckte ihm ſein Vorhaben, ſchilderte ſeine brennende Sehnſucht nach der geliebten Schweſter, und bath den treuen Diener, ihm ſeinen Beyſtand nicht zu verſagen, ihm ſeinen Plan, die Prinzeſſinn zu beſuchen, ausführen zu helfen.

Flemming erſchrak vor dieſem Vorſatze des Königs. Sein Geiſt berechnete im Augenhlicke alle die Gefahren, de-

nen Carl sich bey diesem Unternehmen aussetzte, und er stellte das Bild derselben, mit den lebhaftesten Farben vollendet, vor des Monarchen Augen. Aber umsonst waren seine Vorstellungen; umsonst war selbst sein Bitten und Flehen; das brüderliche Herz verlangte mit Ungestüm an dem Herzen der Schwester zu schlagen. König Carl bestand auf seinem Vorhaben, und versicherte endlich des Grafen Wigton Diener, dass ihn nichts von seinem einmahl gefassten Entschlusse abhalten würde, dass er denselben auch ohne fremde Hülfe ins Werk zu richten gedächte.

Der Monarch hielt Wort. Schon die nächste Nacht ward zu der gefahrvollen Abreise bestimmt. Er berichtete seinem Adjutanten, dass er genöthiget sey, einer geheimen Operation halber einige Tage allen menschlichen Umgang zu entbehren, und dass er deshalb wünschte,

jedermann durch eine vorgebliche Unpäfslichkeit von fich entfernt zu halten. Seinen treueften Dienern entdeckte er zwar dafs er Willens fey, in geheim eine Reife zu unternehmen; doch verfchwieg er forgfältig, dafs fein Weg nach Haag gehen follte.

Die Nachricht von Carls Krankheit durchlief fogleich ganz Brüffel. Die Stunde der Abreife wurde beftimmt, und Flemming, der nicht fähig war, das Zutrauen, das der König in ihn fetzte, mit Undank zu vergelten, entfchlofs fich, mit zwey der beften englifchen Wettläufer bereit zu ftehen.

Alles ging anfänglich glücklich von Statten. Flemming ftand mit dem Glockenfchlag Zwey auf feinem Poften, und Carl fchlich fich, ohne dafs es felbft fein Page bemerkte, zur Hinterthür hinaus. Aber unglücklicher Weife hatte Flemming den König, wegen des Sammelplatzes

nicht recht verſtanden, und der arme Monarch irrte beynahe eine Stunde lang umher, ohne ſeinen treuen Geleitsmann aufzufinden. Seine Verlegenheit wuchs mit jedem Augenblicke. Der Tag begann anzubrechen. Raſtlos ſuchte und forſchte er überall; doch weder Roſſe, noch Flemming waren zu ſehen.

Eine alte Frau riſs endlich Carln aus ſeiner Angſt. Sie hatte im Gebüſche einen Reiter mit Pferden bemerket, und muthmaſste, daſs dieſer Fremdling, wofür ſie den König hielt, wohl jenen, als ſeinen Reiſegefährten ſuchen könnte. Freundlich näherte ſie ſich daher dem Suchenden, und verkündete ihm die erwünſchte Bothſchaft. Carl eilte ſogleich nach dem angezeigten Gebüſch, und ſeine Freude war unausſprechlich, da er wirklich ſeinen Geleitsmann mit den Pferden fand. Er umarmte ihn vor Entzücken, und dieſer, der in nicht gerin-

gerer Beſorgniſs, als der König geſchwebt hatte, erwiederte herzlich dieſe groſse königliche Gnade.

Die Reiſe ging nun fort. Man wählte die abgelegenſten, verborgenſten Wege: dennoch aber war der König, ehe funfzehn Stunden vergingen, im Haag. Er kehrte hier in das ſchlechteſte Wirthshaus der Vorſtadt ein, und ſein getreuer Gefährte eilte ſogleich, der Prinzeſſinn von Oranien die Ankunft ihres königlichen Bruders zu berichten.

Die Vorſicht und Feinheit, die Flemming anwendete, um in das Innere des Schloſſes zu gelangen, übertrifft alle Vorſtellung. Endlich gelang ihm dieſs ſchwierige Unternehmen. Er drang bis in das Gemach der Prinzeſſinn, und verurſachte durch ſeine unverhoffte Bothſchaft nicht geringere Freude, als er ſelbſt hatte, der glückliche Überbringer einer ſo fröhlichen Nachricht zu ſeyn. Kaum aber war er

seines Auftrages entlediget, so flog er auch schon wieder zu Carl zurück, voll Entzücken, den guten König der baldigen Befriedigung seines innigsten Wunsches im voraus vergewissen zu können.

Indefs hatte sich bey Carl ein sonderbarer Vorfall ereignet. Ein ehrwürdiger Greis, schlecht und simpel gekleidet, mit einem langen weifsen Barte, kommt in die Herberge, wo der Monarch eingekehrt war, und fragt den Wirth, ob nicht vor kurzer Zeit zwey Fremde hier abgetreten wären? Der Wirth bejaht diese Frage; und der Alte beginnt eine genaue Beschreibung der beyden Reisenden und ihrer Pferde zu machen, die in allen Stücken auf König Carl, seinen Geleitsmann, und die bey sich habenden Rosse pafste. Der Wirth versichert den Greis, dafs seine Schilderung mit den beyden neu angekommenen Gäften übereinträfe, und erkundiget sich, ob er die

Herren ſprechen wollte. Der Alte nickt freundlich mit dem Kopfe, und erſucht jenen, ihn bey dem einen der Fremden zu melden, den er zu gleicher Zeit deutlich bezeichnet. Es war König Carl ſelbſt, den er zu ſprechen begehrte.

Der Wirth kommt zu dem Monarchen, benachrichtiget ihn von dem Verlangen des Greiſes, und ſetzt hinzu, der Alte hätte ſehr geheimniſsvoll gethan, und müſste ihm ſonder Zweifel etwas ſehr Wichtiges zu ſagen haben.

Carls Schrecken iſt nicht gering. Wer konnte hier mit ihm ſprechen wollen? wer konnte ihn an dieſem fremden Orte kennen? und doch ſchien der Greis ein Mann zu ſeyn, der ihn kannte, der wuſste, daſs er der umher wandernde unglückliche König von England ſey. Dennoch faſst ſich der Monarch ſchnell, und ſagt dem Wirthe, der Alte müſste wohl unrecht ſeyn; denn er wäre in ſeinem

Leben das erſte Mahl im Haag, hielte ſich auch, wie er ſelbſt wiſſe, erſt ſeit einer Stunde hier auf, und könne alſo unmöglich irgend eine Bekanntſchaft haben. Der Wirth findet dieſs natürlich, und geht zu dem Greiſe zurück.

Indeſs verblieb König Carl in der gröſsten Unruhe. „Du biſt verrathen!" ſprach er zu ſich ſelbſt. „Aber wer iſt der Verräther? Wer kann mich in dieſer elenden Kleidung, in dieſer Vermummung meines Körpers und meines Geſichtes erkannt haben? Dennoch iſt es geſchehen! — Wie wenn Flemming — wenn er der Verräther wäre? Unmöglich — und doch ſo wahrſcheinlich! Schrecklich, ſchrecklich, wenn es ſo iſt!" —

Indem der Monarch noch mit ſich ſelbſt redete, trat ſein getreuer Reiſegefährte munter und vergnügt mit ſeiner erfreulichen Bothſchaft herein. Der König drang ſogleich hart auf ihn, ſchalt ihn im er-

ſten Zorne einen Verräther, und befahl ihm, ſein Angeſicht zu meiden. Flemming wuſste nicht, womit er dieſe Behandlung verſchuldet hätte; und da er endlich deutlich den Zuſammenhang der Sache erfuhr, ſo betheuerte er mit dem heiligſten Eide, daſs weder durch ſeinen Mund, noch durch irgend eine ſeiner Handlungen die Reiſe des Königs kund gemacht worden ſey; ja, daſs es ſchlechterdings unmöglich wäre, daſs man ſeine Ankunft hier im Haag nur ahnden könne, weil er die gröſste Vorſicht angewendet habe, ſo wohl die Anſtalten, als das Unternehmen ſelbſt geheim zu halten.

Carl fand ſich bald geneigt, dem treuen Diener ſeines Freundes zu glauben, und dieſer Glaube wurde noch merklich durch Flemmings Erzählung beſtätiget, auf was für Weiſe er in das Schloſs gedrungen, und die Prinzeſſinn von der Gegenwart ihres Bruders benachrichtiget

hätte. Des Monarchen Furcht und Schrecken war dahin. Flemming, der ſo viel für ihn wagte, konnte ihn nicht verrathen haben, und die Schnelligkeit, womit die Reiſe bis Haag gemacht worden war, benahm ihm alle übrige Beſorgniſs, daſs er auf irgend eine Art ausgekundſchaftet worden ſey.

Dieſe Überzeugung brachte ſogleich die gröſste Neugierde hervor, wer der alte Mann geweſen ſeyn möchte, der den König zu ſprechen begehrte.

Carl und ſein Geſellſchafter erſchöpften ſich in Muthmaſsungen, und ſchon gereuete es den erſteren, daſs er den ſeltſamen Greis nicht vor ſich gelaſſen habe. Doch dieſe Reue war noch zu früh. Der Wirth trat wieder herein, und berichtete, daſs ſich der wunderbare Alte keinesweges abweiſen lieſse, indem er, ſeinem Vorgeben nach, Dinge von der äuſserſten Wichtigkeit mit dem beſchrie-

benen fremden Herrn abzuhandeln hätte. Der Monarch ſtaunte, entſchloſs ſich aber ſchnell, und ſprach lächelnd:

„Nun wohl! iſt ſein Geſchäft ſo dringend, und hält er mich durchaus für ſeinen Mann, ſo mag er kommen."

Der Wirth verlieſs das Zimmer, und trat bald darauf mit dem Greiſe wieder herein. Es war ein würdiger Alter, wie ihn jener beſchrieben hatte; doch ſein Geſicht däuchte dem Könige gänzlich unbekannt. Carl betrachtete ihn lange Zeit ſchweigend und aufmerkſam. Das nähmliche that der Alte.

„Bin ich derjenige," hob endlich der König an, „mit dem ihr ſprechen wollt?"

„Ihr ſeyd es!" erwiederte der Greis; „aber ich darf nur unter vier Augen mit euch reden."

Der König winkte ſeinem getreuen Flemming, ihn zu verlaſſen. Schwer

ward dem Edeln die Vollziehung dieſes Befehls; doch er gehorchte, ergriff den Wirth beym Arme, und ging mit ihm aus dem Zimmer.

Kaum ſah ſich der Greis mit dem Monarchen allein; ſo ſchob er den Riegel vor die Thüre. Erſchrocken ſah der König dieſe Vorbereitung an, und langte, da der fremde Mann ſich ihm wieder nahete, eiligſt ſeine Sackpiſtole heraus, um ſich im Nothfalle zu vertheidigen. Der Greis ſchien dieſs nicht zu bemerken, verſtattete dem Könige auch keine Zeit, eine Erklärung wegen dieſer ſeiner ſonderbaren Aufführung zu fordern, ſondern lieſs ſich auf ſeine Knie nieder, und zog ſchnell eine feine künſtliche Maske von ſeinem Geſichte hinweg. Carl ſchauderte zurück; er ſah Cromwells Geſandten, ſah den Esquire Downing zu ſeinen Füſsen.

Unbeſchreiblich iſt es, was bey dieſer

Entdeckung in des Monarchen Seele vorging; denn Downing war als einer der gefährlichſten Feinde des ganzen königlichen Hauſes bekannt. Nie iſt ein Menſch unentſchloſſener geweſen, als der gute König Carl in dieſer Lage. Er zitterte, wollte ſprechen, und vermochte es nicht. Downing erwartete ſeine Anrede, und da dieſe nicht erfolgte, ſo nahm er ſelbſt das Wort. Schon ſeine Stimme zeugte von keiner böſen Abſicht. Es war der Ton der demüthigſten Unterwerfung, worin er ſprach; und bald lebte der König in neuer Hoffnung wieder auf.

„Sire!" hob Downing an, „Sie ſehen in mir keinen Feind, ſondern einen Ihrer treueſten Freunde. Es iſt wahr, ich habe an der Verſchwörung gegen Eure Majeſtät einigen Antheil genommen, und ſtehe ſelbſt jetzt in Cromwells Dienſten. Dennoch aber glaube ich, unter ihre eifrigſten Anhänger und Verehrer zu

gehören. Die Zeit wird lehren, dafs ich die Wahrheit rede; auch habe ich für jetzt ſchon die trefflichſte Gelegenheit in den Händen, Eurer Majeſtät eine kleine Probe meiner Ergebenheit abzulegen, wozu ich wünſche, dafs der Himmel ſeinen Segen geben möge. Bevor ich mich aber erkläre, ſehe ich mich genöthiget, Eure Majeſtät um das feyerlichſte Verſprechen zu erſuchen, nicht eher von dieſer Unterredung einem Menſchen ein Wort zu berichten, als bis es einſt dem Höchſten gefällt, Ihr Haupt wieder mit der entwendeten Krone zu ſchmücken. Defsgleichen mufs ich auch Eure Majeſtät bitten, nicht in mich zu dringen, auf was für Weiſe ich ihre Gegenwart in dieſem Hauſe erfahren habe."

Carl nahm keinen Anſtand, dieſs beydes mit einem dreyfachen Handſchlage dem Ritter zuzuſichern, und dieſer fuhr nun alſo fort:

„Cromwell ſteht ſeit kurzer Zeit mit den Staaten von Holland in dem beſten Vernehmen, in einem Vernehmen, welches ſo weit geht, daſs die vereinigten Staaten abhängig von ihm zu ſeyn ſcheinen, ihm mit einem Worte ſo ergeben ſind, daſs ſie mir nichts verweigern, was ich in ſeinem Nahmen begehre. — Machen ſich Eure Majeſtät bereit, eine ſchreckliche Mähre zu vernehmen. — Cromwell befahl mir neulich durch einen Courier, mit Holland ein Bündniſs zu ſchlieſsen, deſſen Hauptpunct Sie, Sire! betrifft. Auch hierzu hat man ſich bereitwillig finden laſſen, hat ſich anheiſchig gemacht, im Falle, daſs Eure Majeſtät das hieſige Gehiethe beträten, Dieſelben ſogleich gefangen zu nehmen, und unter der ſicherſten Begleitung in Cromwells Gewalt zu liefern. Der Tractat wurde unterzeichnet. Ich ſandte ihn, meiner empfangenen Ordre gemäſs, durch einen geheimen Secretär ſogleich

nach London. Am geſtrigen Morgen erhielt ich ihn wieder zurück, und ſchon verwichene Nacht ward durch einen verei-deten Commiſſär von Seiten der Staaten alles in Richtigkeit gebracht."

„Nichts kann den Augen der Kundſchafter entgehen, die Cromwell'n dienen; das Gold, das er an ſie verſchwendet, vergröſsert ihren Eifer, verſtärkt ihre Liſt. Vor einer Stunde kam eine Staffette mit der Nachricht an mich, König Carl befände ſich auf dem Grund und Boden der vereinigten Staaten. Zugleich erhielt ich den Befehl, keine Koſten zu ſparen, und nichts zu verſäumen, wodurch ich die Habhaftwerdung von Ihrer Perſon, Sire, zu beſchleunigen vermöchte. Jeder Fehler, den ich beginge, ward mir dabey verkündet, würde auf meine Rechnung geſchrieben, und die mindeſte Saumſeligkeit könnte leicht meinen Kopf in Gefahr bringen." —

„Stellen sich Eure Majestät, bey Empfang dieser Nachricht an meine Stelle. Ich, obgleich ein verborgener, dennoch ein eifriger Verehrer meines Königes; ich sollte denselben seinem Feinde überantworten! Lange Zeit sann ich hin und her, auf was für Weise ich wohl Ihre hohe Person retten könnte. Doch alles Nachdenken war umsonst, bis ich endlich durch die angenehme Nachricht Ihres Hierseyns überrascht wurde. Mistrauisch gegen jedermann, entschloss ich mich, das Werkzeug Ihrer Rettung selbst zu seyn, und hier! Sire, sehen Sie ihren treuen Diener, der es wagte, sich zu verkleiden, und Ihnen so die schreckliche Gefahr zu vermelden, worin Sie sich für jetzt befinden. Eilen Sie sogleich Haag und das holländische Gebiethe zu verlassen. Der geringste Zeitverlust vermag Sie der Freyheit zu berauben. Selbst Ihr Leben schwebt in Gefahr. Retten Sie sich.

Reiſen Sie ſchnell; reiſen Sie glücklich, und rechnen Sie ferner auf die verborgene Hülfe ihres getreuen Downings. Ich eile ſogleich nach meiner Wohnung, werfe meine Maske ab, und ſtelle mich todkrank. Dadurch gewinnen Sie Zeit zur Flucht. Nach vier und zwanzig Stunden werde ich Anſtalt zu ihrer Habhaftwerdung machen. Doch hoffe ich, werden Sie dann ſchon längſt, mit Hülfe der Allmacht, die holländiſche Grenze erreichet haben."

Mit dieſen Worten ſchloſs Downing ſeine Erklärung, verdeckte wieder mit der Larve ſein Geſicht, und verlieſs, ohne des Königs Dank zu erwarten, eiligſt das Zimmer. Carl rufte ſogleich ſeinen getreuen Flemming, und beorderte ihn, Anſtalt zur ſchleunigſten Abreiſe zu machen. Die geringe Zeche wurde berichtiget, und binnen wenigen Minuten ging es mit den noch ermüdeten Roſſen wieder rückwärts, ohne daſs der König ſeine

heiſse Sehnſucht befriediget, ohne daſs er ſeine geliebte Schweſter geſehen und geſprochen hatte.

Flemming drang in den Monarchen, ihm die Urſache dieſer unerwarteten Abreiſe zu entdecken; aber Carl weigerte ſich, ſeines Gefährten Neugierde zu befriedigen, und verboth ihm zugleich, nie einem Menſchen von der Zuſammenkunft mit dem Greiſe ein Wort zu ſagen. Ohne den mindeſten wiederwärtigen Zufall kamen die beyden Reiſenden über die Grenze, und König Carl war alſo glücklich gerettet.

Nachdem der Monarch den Thron wieder beſtiegen hatte, wurde Flemming königlich belohnt, und Downing behielt zu jedermanns Erſtaunen den Geſandtſchaftspoſten in Holland. Unter dem angenommenen Nahmen, Sir Georg, deſſen er ſich in der Folge bediente, iſt er aus der Geſchichte ſattſam bekannt. König

Carl betrachtete ihn von jener Zuſammenkunft an als ſeinen beſten Freund, und ſprach oft und rühmlich in Gegenwart ſeines Hofes von ihm.

Einſt hielt Carl mit einigen ſeiner Günſtlinge ein fröhliches Nachtmahl. Man lachte, ſcherzte und zechte tapfer. Die Rede kam von ungefähr auf Downing. Graf Cromartie beſchwerte ſich über ihn, daſs er neulich im Parlamente ſehr beleidigend von der ſchottiſchen Nation geſprochen hätte, und fügte hinzu, daſs er wohl verdiente, darüber zur Verantwortung gezogen zu werden.

„Nur meinen Freund Downing laſst mir unangetaſtet!" rief der König. „Das iſt der Mann, dem ich mein Leben zu verdanken habe."

Erſtaunt blickte die ganze Geſellſchaft den Monarchen an, und dieſer erzählte nun zum erſten Mahle die Begebenheit vom Haag. Allgemeines Freudengeſchrey

erfolgte, da der König zu Ende damit war. Man ſöhnte ſich auf der Stelle mit Downing aus, und erſuchte den Monarchen, ihn herbey rufen zu laſſen. Dieſs geſchah, und lautes Frohlocken empfing den Edlen. Carl drückte ihn mit innigſtem Entzücken an ſein Herz, und leerte den gröſsten Pokal auf das Wohl ſeines Erretters. Lob, Ehre und die Gunſt des Hofes blieben Downings Eigenthum, ſo lange er lebte, und ſelbſt ſeine Nachkommenſchaft empfand noch die Folgen jener groſsen That.

Die Herzoginn

C e r i f a l c o.

Eine junge Prinzeſſinn aus dem Hauſe Barbarini, die Schönheit und Herzensgüte ſelbſt, wurde die Gemahlinn des Herzogs von Cerifalco. Jeder, der das holde Mädchen kannte, beklagte im voraus ihr Schickſal; und bald zeigten die traurigſten Folgen, daſs dieſes Mitleid nicht ungegründet war. Eine Verbindung, wobey man nur bedacht zu ſeyn ſchien, zwey groſse Nahmen und unermeſsliche Reichthümer zu vereinen; eine Ehe, wobey man keine Rückſicht auf die Übereinſtimmung der Charaktere nahm, wo man die reinſte Unſchuld zu dem ſcheuſs-

lichſten Laſter, das Lamm zu dem Tieger geſellte; eine ſolche Ehe konnte nicht anders, als unglücklich ausfallen.

Der Herzog war ein Wüſtling der erſten Gröſse, war, obgleich noch in der Blüthe ſeiner Jahre, ſchon ſo weit auf der Bahn des Verderbens vorgedrungen, daſs ſeine Seele kein edles Gefühl mehr kannte, daſs ihm nichts menſchliches mehr übrig blieb, als ein Schwarm von Leidenſchaften, die ihn, gleich reiſsenden Stürmen, umher trieben.

Die junge Gemahlinn wurde im Pompe nach Neapel geführt, dem Hofe vorgeſtellt, bald aber auf ein einſames Landgut geſchleppt. Der Vorwand hierzu war die Liebe des Herzogs; aber der wahre Grund war ſeine Eiferſucht. Der junge Ehemann liebte ſeine Gattinn bis zur Ausſchweifung, liebte ſie bis zu einem Grade, der an Raſerey grenzte, und war folglich auch bis zur Thorheit eiferſüch-

tig. So litt alſo ſchon die gute Herzoginn in der glücklichſten Zeit ihres Eheſtandes. Denn ihr Gemahl dachte nicht daran, ſeine Eiferſucht zu verbergen, oder nur durch die mindeſte Delicateſſe weniger quälend für ſie zu machen.

Ein Extrem iſt gewöhnlich die Folge des andern. Dieſer ſonderbare Zug des menſchlichen Herzens äuſserte ſich auch plötzlich bey dem Herzoge. Die Flamme ſeiner Liebe erloſch, und an die Stelle des heftigen Feuers trat nicht nur Kälte, ſondern auch Haſs, und bald folgten ſo gar Handlungen von Abſcheu. Er fing an, die Herzoginn das ganze drückende Gewicht ſeiner Verachtung fühlen zu laſſen. Selbſt dasjenige, was die miſsvergnügteſten Eheleute ſo ſelten aus den Augen ſetzen, ſelbſt das Geſetz des äuſseren Wohlſtandes wurde von ihm übertreten. Er beleidigte ſeine Gemahlinn in Gegenwart der Bedienten, berechtigte

ſo gar dieſe, ihrer Gebietherinn die ſchuldige Achtung zu verſagen, lieſs endlich ſeiner wilden Begierde völlig den Zügel ſchieſsen, und trat alles, was Ehre heiſst, mit Füſsen.

Sein Schloſs wurde mit einer Schar niedriger Dirnen bevölkert, und ſeine tugendhafte Gemahlinn ward nicht nur gezwungen, eine Zuſchauerinn aller ſeiner Gräuel zu ſeyn, ſondern er unterwarf ſie auch dem Spotte und dem Muthwillen ſeiner ehrloſen Geſellſchaft; ja ihre Erniedrigung ging endlich ſo weit, daſs man ſie nöthigte, bey den Feſten, die die Schamhaftigkeit zu ſchildern verbeut, ſelbſt aufzuwarten, und von den zügelloſen Bachantinnen Befehle anzunehmen.

Während das geſchah, empfingen die Ältern der Herzoginn mit jedem Poſttage die troſtreichſten Nachrichten von ihrer geliebten Tochter. Sie ſchrieb unaufhör-

lich von der Süfsigkeit ihres Standes, von der Harmonie, die zwifchen ihr und ihrem Gatten herrfchte; mit einem Worte, jeder ihrer Briefe enthielt die lieblichften Befchreibungen einer glücklichen Ehe. Doch, fie war es nicht felbft, die diefe Nachrichten gab. Zwar kamen fie von ihrer Hand; aber ihr Herz blutete, indefs diefe Unwahrheit verkündigte.

Ihr grauſamer Gemahl, der fchlechtdenkendfte aller Menfchen, kannte nur allzu wohl die Gefahr, die ihm von Seiten einer fo mächtigen Familie drohte, und zwang daher alle Poſttage die Unglückliche, jene lügenhaften Berichte niederzufchreiben. Den Dolch auf ihre Bruft gefetzt, begann er zu dictiren. Zitternd vor Todesangft gehorchte die Arme; und felbft ihre Thränen vertrockneten bey dem Anblicke des blinkenden Stahles.

So gräfslich gefoltert, brachte die Herzoginn zwey Jahre hin. Das Schickfal

der Verdammten ſchien nicht qualvoller ſeyn zu können, als das ihrige, und dennoch ward ihr Zuſtand noch bejammernswürdiger.

Die Gute nährte in dem Inneren ihres Herzens einen ſchwachen Schimmer von Hoffnung. Oft, wenn ſie auf ihren Knien zu der ewigen Erbarmung geflehet hatte, floſs ſüſser Troſt in ihre Seele, und eine ſanfte Stimme liſpelte ihr zu — deine Leiden werden ein Ende gewinnen! Die lange erwartete Gelegenheit both ſich endlich dar, und ſie ergriff ſie begierig.

Ein Page des Herzogs ſah mit Wehmuth den Jammer der Unglücklichen, ſah, wie bey den unaufhörlichen Miſshandlungen ihre Schönheit, ihre Jugend erſtarb, und entſchloſs ſich, durch Bezeugung ſeines Mitleids ihren Gram, wo möglich, zu verringern. Die Herzoginn erblickte in ihm einen Engel vom Himmel geſandt, hörte nicht auf ſeine tröſt-

lichen Worte, ſondern beſchwor ihn, ſie zu retten, verſprach ihm das glänzendſte Glück, wenn er ihre Ältern von der ſchrecklichen Lage, worin ſie ſich befände, unterrichten könnte; und der Page, entzückt, mehr zu vermögen, als er gewähnt hatte, betheuerte ihr, alles, was in ſeinen Kräften ſtände, für ſie zu unternehmen.

Der Herzog hielt ſorgfältig alle Schreibmaterialien von ſeiner Gemahlinn entfernt; es war alſo unmöglich, ein Paar Zeilen zur Beglaubigung des Abgeſandten aufzuſetzen. Doch man wuſste ſich Rath. Ein Ring, wohlbekannt in der barbariniſchen Familie, wurde dem Pagen anvertraut; und dieſer beſtimmte ſchon die nächſte Mitternacht zu ſeiner Abreiſe nach Rom.

Die Anſtalten zu dieſem Vorhaben waren mit der gröſsten Vorſicht getroffen worden; dennoch aber glückte die Ausführung nicht.

Man entdeckte die Abweſenheit des Pagen. Er wurde auf der Flucht ergriffen, zurück gebracht, zum Bekenntniſſe genöthiget, und für den Beyſtand, den er der leidenden Tugend leiſten wollte, mit einem Dolchſtiche ermordet. Der Herzog befahl hierauf, den blutenden Leichnam nach einem unterirdiſchen Gewölbe zu ſchleppen, befahl, ſeine ſchuldloſe Gemahlinn an den nähmlichen Ort zu bringen. Seine ſchamloſen Dirnen jauchzten ihm Beyfall zu, reizten, nach Art der Furien, ſeinen Zorn noch mehr, und ſo ward er zum teufliſchſten Ungeheuer, ſo übertraf der unmenſchlichſte Gatte ſich ſelbſt noch an Grauſamkeit.

Er ſtieg hinab in den Kerker, begleitet von den Buhlerinnen. Man brachte ſeine bebende Gattinn, und er zeigte ihr bey dem Scheine der Fackeln das gräſsliche Schauſpiel, zeigte ihr den, der ſie retten wollte, im Blute.

„Hier!" ſprach er mit donnernder Stimme, „hier ſieh die Folgen deiner Treuloſigkeit. Er iſt beſtraft, der Frevler; aber dein harret noch härtere Strafe!" —

Wie aus einem Munde ſtürmten von allen Seiten Vorwürfe dieſer Art auf ſie. Man ſchalt ſie eine Ehebrecherinn, ſie, deren Herz ſo rein war, ſie, die mit Rechte dieſe Schmähung ihren Beleidigern ertheilen konnte. Sie bath um Gehör, verſuchte im edlen Gefühle ihrer Tugend ſich zu entſchuldigen; umſonſt! man geboth ihr zu ſchweigen, ſtieſs ſie, da ſie knieend nur um Gerechtigkeit flehte, zu Boden, und der Barbar von Gemahl ſprach endlich ſelbſt über die Märterinn das Urtheil aus.

„Du biſt beſtimmt," rief er, „nie wieder das Sonnenlicht zu erblicken. In dieſen öden Mauern ſollſt du dein Leben beſchlieſsen. Hier kannſt du," ſetzte er ſpöttiſch hinzu, „ungeſtört den Tod dei-

nes Geliebten beweinen; kannſt, ſo du willſt, Buſse thun, und dir den Himmel beſtellen!" —

Mit dieſer grauſamen Rache noch nicht befriediget, wollte der Herzog ſogar, daſs der Körper des Ermordeten unbegraben im Kerker verbleiben ſollte, um, wie er ſagte, der Häuchlerinn eine immerwährende Ergetzung zu gewähren. Aber eine der Buhlerinnen, die in der Kunſt, Menſchen zu quälen die geübteſte war, machte die Bemerkung, daſs die Verweſung des Leichnams, in kurzer Zeit die Luft des engen Gemaches verpeſten, und alſo auf dieſe Weiſe die Marter der Herzoginn von keiner Dauer ſeyn würde.

Der Einwand fand Gehör. Man bewunderte die Feinheit der Verruchten; und es wurde, ihrem hölliſchen Rathe gemäſs, beſchloſſen, im Kerker ſelbſt ein Grab zu graben, und den Körper des Unglücklichen darein zu verſcharren. Dem

Entſchluſſe folgte ſogleich die That. Die ganze Verſammlung legte Hand an das Werk, und in kurzer Zeit war die Grube bereitet. Der Herzog zückte ſeinen Dolch, ſtieſs ihn nochmahls in das kalte Herz des Leichnams, zwang ſeine vor Schrecken, Schmerz und Todesangſt auſſer ſich gebrachte Gemahlinn, den Ermordeten zu küſſen, und warf ſodann den Körper mit eigener Hand in das Grab. Lautes Hohngelächter ertönte, da man den Sand über ihn herſchüttete, und frohlockend eilte nun die ganze ehrloſe Schar aus dem Gefängniſſe.

Riegel und Schlöſſer ohne Zahl verwahrten die Thür des Kerkers. Der Herzog nahm ſelbſt die Schlüſſel zu ſich, und gab ſie nur jeden Tag auf eine Viertelſtunde aus ſeinen Händen, damit man die Unglückliche mit Brot und Waſſer verſehen könnte.

Von der ganzen Welt verlaſſen, ſchmach-

tete nun eine geborne Prinzeſſinn in einem finſtern, naſskalten Loche. Sie, die mit den Annehmlichkeiten des Lebens ſo bekannt war; ſie, die an einem der glänzendſten Höfe erzogen wurde, ſie lag jetzt auf einem faulen Bunde Stroh, und athmete eine Luft, die durch die Ausdünſtungen des nicht tief genug vergrabenen Leichnams vergiftet ward. Ach! wie ſehnlichſt wünſchte ſie den Befreyer alles Elendes herbey; aber ſelbſt der gierige Tod verſchmähete ihr Flehen, und lieſs die Märterinn mit Jammer, Schmerz und Hunger kämpfen.

Unter den ſicilianiſchen Banditen, die in des Herzogs Dienſten ſtanden, befand ſich ein Mann, der an Grauſamkeit alle ſeine Geſellen übertraf, und der deſshalb der Liebling ſeines Herrn war. Dieſer wurde zu dem Gefangenwärter der Herzoginn gemacht. Er brachte ihr gewöhnlich die klägliche Koſt, trübes Waſſer und

einige Brotrinden, hart wie die Steine des Kerkers. Der Tieger fand inniges Behagen an dieſem ſchrecklichen Schauſpiele, und erleichterte nie mit einem Worte die Qual und den Gram der armen Verſtoſsnen.

Umgeben von ſeinen Henkern erſchien alle Wochen ein Mahl der Herzog ſelbſt im Gefängniſſe, und zwang, wie vorher, ſeine Gattinn, Briefe an ihre Familie nach Rom zu ſchreiben, die nur von Glück und Freude handelten. Die Dolche, die beym Fackelſchimmer glänzten, die Gewaltthätigkeiten, die man an ihr verübte, bewegten ſtets die Gepeinigte, mit neuen Unwahrheiten ihre Verwandtſchaft zu hintergehen.

Jetzt hatte ſchon die Unglückliche ſieben Monathe in dem unterirdiſchen Gewölbe verlebt. Ihre Kräfte waren erſchöpft; ſie harrte ſtündlich auf das Ende ihrer Leiden. Der Kerkermeiſter fand

sie eines Morgens aller Empfindung beraubt auf ihrem Lager. Er wähnte sie todt, stiefs sie unsanft an, rüttelte sie endlich mit mächtiger Faust, und die Gefangene kam wieder ins Leben zurück. Sie schlug die Augen auf, ihr Blick fiel auf das Angesicht des Banditen, und es däuchte ihr, als ob seine grausamen Züge sich zum Mitleide verzögen. Ein neuer Hoffnungsstrahl drang in ihre Seele, und gab ihr Kraft, sich aufzurichten, die Knie des Unmenschen zu umfassen, und mit dem Überreste ihrer Thränen zu benetzen. Der Bandit starrte sie wild an; doch stiefs er sie nicht zurück. Mit leiser, bebender Stimme begann endlich die Herzoginn zu sprechen, und der rauhe Sicilianer hörte sie an.

„Wähne nicht," waren ihre Worte, „dafs ich von dir meine Freyheit verlange. Ich weifs, du kannst mir diese nicht gewähren, ohne ungehorsam gegen

deinen Herrn zu ſeyn, ohne die deinige in Gefahr zu ſetzen. Auch glaube nicht, daſs ich Verlängerung meines Lebens von dir bitten will. Dieſes iſt mir eine Laſt, und gern und willig würde ich es dieſen Augenblick noch hingeben, wäre meine Seele nur geborgen. Von dir hängt es ab, dieſe zu retten, von dir allein hängt es ab, ob ich ewig ſelig, oder ewig verloren ſeyn ſoll. Erhöre mein Flehen und verſchaffe mir Gelegenheit, meine Sünden zu beichten, mich mit meinem Erlöſer auszuſöhnen. Es iſt die letzte Bitte einer Sterbenden, die an dich gethan wird. Bedenke, Mann, daſs auch du ſterblich biſt; daſs dein Gewerbe dich öfters dem Tode ausſetzt; daſs auch dein letzter Wunſch ſeyn wird, die Abſolution des Prieſters zu empfangen. Bedenke dieſs, und erbarme dich meiner; dann wirſt auch du einſt Erhörung finden, und alle Heiligen werden dir in deiner To-

desſtunde vergelten, was du an mir unglücklichen Weibe thateſt." —

Es iſt bekannt, daſs auch der blutdürſtigſte Sicilianer Ehrfurcht für die Religion in ſeinem Herzen nährt. Die Verbindung zwiſchen Barbarey und Gottesfurcht ſcheint unglaublich zu ſeyn: dennoch aber beſteht ſie, Trotz allem Wiederſpruche der Philoſophie, in der Natur. Dieſer Tieger, der auf den erſten Wink ſeines Herrn mit kaltem Blute den Dolch in das Herz jenes unglücklichen Schlachtopfers geſtoſsen hätte, vermochte nicht, der Gewalt eines religiöſen Vorurtheils zu widerſtehen, das ihm in ſeiner zarten Jugend eingeprägt wurde. Er ſchwieg lange Zeit, ſann nach, und verſprach endlich, auf wiederhohltes Anhalten der Herzoginn, bey dem erſten günſtigen Augenblicke ihre Bitte zu erfüllen.

Die Gelegenheit both ſich bald dar. Der Herzog ging auf die Jagd, das gan-

ze Gefindel des Schloſſes zerſtreuete ſich, und der Bandit begab ſich ſogleich nach der Landſtraſse.

Ein Franciscaner kam einher gezogen, und wurde angehalten. „Folge mir, Pfaff!" rief der Sicilianer mit einer Stimme, die den guten Mönch zittern machte. Er gehorchte, und ward durch einen heimlichen Zugang bis in den Keller des Schloſſes gebracht.

„Hier!" ſprach der Bandit, als er die Thür des Gefängniſſes öffnete, „hier verrichte dein Amt. Du wirſt eine ſterbende Perſon finden: höre ſie Beichte; aber wiſſe, weileſt du länger, als eine halbe Stunde bey ihr; ſo iſt dieſer Dolch für dich geſchliffen!" —

Der Franciscaner trat bebend in den Kerker, und der Bandit verſchloſs ſorgfältig die Thür. Es ſchien, als ob die Vorſicht dieſen würdigen Geiſtlichen zu ihrem Werkzeuge beſtimmet hätte. Ein

Mann, wie er, mit einem Herzen voll warmer Menſchenliebe, begnügte ſich, nicht bloſs ſeine Pflicht als Beichtiger zu erfüllen. Er ſah ſogleich, daſs er keine gewöhnliche Sünderinn vor ſich habe, und drang in die Herzoginn, ihm von der Urſache ihres Unglücks eine kurze Erzählung zu machen. Dieſs geſchah, und der Menſchenfreund ſchauderte. Doch ſeine Zeit war kurz, ſein Leben jetzt köſtlicher, als jemahls; er eilte daher, die Abſolution zu ertheilen, und den Kerker wieder zu verlaſſen.

„Faſſen Sie Muth! tugendhafte Seele," ſprach er bey ſeinem Abſchiede; „Ihr Elend wird ſich enden. Es war Gottes Hand, die mich dem Banditen entgegen leitete; es iſt Gottes Stimme, die zu meinem Herzen redet. Bald ſollen Sie von mir hören.

Der Kerkermeiſter lauerte ſchon am Eingange des Gefängniſſes, und führte

den Mönch, ohne ein Wort zu ſprechen, bis zu der Stätte zurück, wo er ihn weggenommen hatte. Hier that er ſeinen Mund auf, ſchwor unter den ſchrecklichſten Flüchen, ihm am Hochaltare zu morden, wenn je eine Sylbe von dem, was er in dieſer Stunde ſah, über ſeine Lippen käme, und floh ſodann ſchnell nach dem Schloſſe zurück.

Der Franciscaner eilte indeſs auf das nächſte Dorf. Der Pfarrer deſſelben war ihm bekannt. Er gab vor, an einen entfernten Ort berufen zu ſeyn, ſtellte ſich äuſserſt ermüdet, und erſuchte den Landprieſter um ein Pferd. Seine Bitte wurde ſogleich bewilliget. Er verſprach, das Roſs ohne Schaden ſeinem Beſitzer zurück zu liefern; war aber feſt entſchloſſen, ſein Verſprechen nicht zu halten, ſondern lieber dieſs Thier aufzuopfern, als der Unglücklichen Rettung zu verzögern.

Die Reiſe ging fort. Das edle Werk gab unſerm Franciscaner Muth und Stärke, und ehe noch der Morgen anbrach, war er ſchon in Neapel.

Er ritt ſogleich nach dem königlichen Schloſſe. Die äuſsere Schildwache erſtaunte, einen Courier in Mönchskleidung zu ſehen, erſtaunte noch mehr über die ungewöhnliche Zeit ſeiner Ankunft, und machte ihm den Eingang ſtreitig; aber der Franciscaner lieſs ſich nicht abſchrecken. Er ſprach von dringenden, äuſserſt wichtigen Geſchäften, und ſo gelang es ihm, in den Wachtſaal zu kommen; ſo kam er auch endlich bis in das Vorzimmer des Monarchen.

Hier fand er noch gröſsere Schwierigkeiten; dennoch aber drang er durch. Er redete mit Ernſt und Nachdruck von der Nothwendigkeit eines baldigen Gehörs, und der Kammerherr, der zugegen war,

entſchloſs ſich endlich, den König zu wecken.

Der Franciscaner wurde nun, wie er es begehrt hatte, perſönlich vor den König geführt. Er fiel dem Monarchen zu Füſsen, und berichtete in möglichſter Kürze das ſchreckliche Schickſal der Prinzeſſinn, die einſt an ſeinem Hofe war, ſchilderte mit den lebhafteſten Farben die fürchterliche Gefahr, worin ſie ſchwebe, und die traurigen Folgen, die nur die geringſte Verzögerung der Hülfe haben könnte. Der König erbebte; Schmerz und Unwillen, daſs ſolche Abſcheulichkeiten in ſeinen Staaten vorgingen, überwältigten ihn; er beorderte den Augenblick funfzig Mann von ſeiner Leibgarde, auf das ſchleunigſte den Mönch zu begleiten, die Feſſeln der Unſchuld zu brechen, und an ihrer Statt den barbariſchen Herzog damit zu belaſten.

Der Befehl wurde vollzogen. Froh-

lockend führte der Franciscaner das Detaſchement an. Man bediente ſich der gröſsten Vorſicht, und ſo gelang es der Garde, das Schloſs einzunehmen und ſich des, wie gewöhnlich, berauſchten Herzogs zu bemächtigen, ohne daſs weder er, noch ſeine Leute im Stande waren, den mindeſten Widerſtand zu thun. Der Bandit, der das Amt des Kerkermeiſters verrichtet hatte, ward auf das Fürwort des Franciscaners begnadiget; alle übrigen wurden gefeſſelt von dannen geführt.

Man begab ſich nunmehr nach dem Gefängniſſe der Herzoginn. Der menſchenfreundliche Mönch wuſste aus Erfahrung, daſs nichts gefährlicher ſey, als der plötzliche Übergang von der Betrübniſs zur Freude, und trat deſshalb anfänglich ganz allein in den Kerker. Kaum erblickte ihn die Herzoginn, ſo breitete ſie entzückt ihre Arme nach ihm aus, und be-

gehrte zu wiſſen, ob er ihr ein Bothe der Rettung ſey. Der Franciscaner begann ſeine Vorbereitungen, lieſs ſtufenweiſe der Geretteten Hoffnung zur Gewiſsheit werden, und kündigte ihr dann erſt die ſchon errungene Freyheit an. Deſſen ungeachtet aber vermochte die Herzoginn ſo viele Freude nicht zu tragen. Ihr Körper war zu geſchwächt; eine Ohnmacht folgte der andern. Man ward um ihr Leben beſorgt; doch endlich erhohlte ſie ſich. Die geleiſtete Hülfe ſchlug an. Sie wurde aus dem Kerker und ſo bald, als möglich, nach Rom in den Schoofs ihrer Familie gebracht. Dort lebte ſie noch lange Zeit ſo glücklich und froh, als es ihr erduldeter Jammer verſtattete.

Der grauſame Herzog ſollte auf dem Blutgerüſte den Lohn ſeiner Schandthat empfangen; aber die tugendhafte Märterinn bath ſelbſt, vereint mit ſeiner Verwandtſchaft, für ihn, und er wur-

de begnadigt. Eine Feſtung verſchloſs ihn lebenslang, und die gekränkte Gattinn erhielt, als eine geringe Entſchädigung für ihre Leiden, ſeine geſammten Güter.

Die Grafen P.

in Venedig.

Dieſe ſeltſame Begebenheit hat zwar das Gepräge einer Erdichtung, iſt aber wirklich hiſtoriſch wahr, und in der zweyten Hälfte dieſes Jahrhunderts vorgefallen. Da noch Perſonen aus der Familie der Marquiſe C. in Venedig, wie auch der Grafen P. leben, ſo hat man die Nahmen nicht ausgedrückt.

Graf P. war ein Mann von vieler Weltkenntnifs; Erfahrung war ſeine Lehrerinn geweſen, und nach dieſer ihren Vorſchriften mafs er genau ſein Verhalten während ſeiner ganzen Lebenszeit ab. Seine weiten langwierigen Reiſen waren ihm nicht wenig behülflich geweſen zu dieſer heilſamen Klugheit zu gelangen. Oft ſprach er mit Entzücken von der Zeit, die er im Auslande verlebte, und erinnerte ſich immer nur ſeiner Jugendjahre, um die glücklichen Tage zu berechnen, die er im Schooſse entfernter Freunde, wohl auch Freundinnen zugebracht hatte.

Vorzüglich ſprach er bey dergleichen Gelegenheiten mit dem gröſsten Entzücken von ſeinem Aufenthalte in Venedig. „Sie iſt die Königinn der Städte, dieſe ſtolze Republik!" rief er dann gewöhnlich zu wiederhohlten Mahlen aus. Doch war er nie dazu zu bringen, die wahre Urſache anzugeben, wodurch ihm beſonders dieſer Ort ſo merkwürdig, ſo angenehm geworden ſey. Er nahm ſtets ſeine Zuflucht zur Beſchreibung der äuſseren Reiſe jener Seeſtadt, und nicht ſelten muſste er von ſeiner Gemahlinn loſe Spötte-reyen anhören, daſs ihm vielleicht ein geliebter Gegenſtand dieſen Ort ſo bezaubernd ſchön gemacht hätte. Er ſchwieg dann gewöhnlich mit einem bedeutenden Lächeln, und nahm lange Zeit an dem neu angeſponnenen Geſpräche keinen Antheil.

Der Sohn dieſes Mannes war ein Jüngling von dem edelſten Herzen, von den

trefflichſten Anlagen, war die Freude und Hoffnung des ganzen gräflichen Hauſes. Er verlieſs im zwanzigſten Jahre das väterliche Schloſs, um auf verſchiedenen Akademien ſeinen Geiſt zu bilden, und ſich zum zukünftigen Staatsmanne geſchickt zu machen. Nach Endigung ſeiner Studien ward zur Verfeinerung der Sitten eine Reiſe ins Ausland beſchloſſen. Ehe der junge Graf dieſe aber antrat, beſuchte er noch ein Mahl den Ort ſeiner Geburt, theils um ſich, dem Wunſche der Familie gemäſs, nach ſeiner dreyjährigen Abweſenheit zu zeigen, theils um noch manches aus ſeines Vaters Munde zu vernehmen, was ſich keinem Papiere anvertrauen lieſs.

Unter mancherley Zurüſtungen vergingen einige Wochen. Jetzt war alles im Stande, und der Tag des Abſchiedes wurde beſtimmt. Den Abend vor dieſem verſammelte ſich die ganze Familie. Man

wünſchte dem jungen Reiſenden Glück zu ſeinem Vorhaben, gab ihm dieſen und jenen Auftrag, ertheilte ihm verſchiedene Empfehlungsſchreiben, nahm nochmahls in ſeiner Geſellſchaft die Mahlzeit ein, und verliefs ihn ſodann mit den herzlichſten Verſicherungen der auch in ſeiner neuen Abweſenheit fortdauernden Liebe, und mit der dringendſten Bitte, die ſtolze Hoffnung, die das ganze gräfliche Haus auf ihn ſetzte, nicht zu vernichten.

Der alte P. war dieſen ganzen Abend hindurch ungemein ernſthaft geweſen; er ſprach wenig, ſchien immer in tiefes Nachdenken verſunken, und häftete öfters einen ſehnſuchtsvollen Blick auf ſeinen Sohn. Man ſchrieb dieſs der Betrübniſs zu, den Einzigen aufs neue zu verlieren, glaubte, daſs dieſe ſehnſuchtsvollen Blicke dem Verlangen gälten, den Geliebten bey ſich behalten zu können,

und ehrte den väterlichen Schmerz. Aber man irrte sich: der alte Graf verlangte blos nach Ruhe, harrte blos mit Sehnsucht auf den Augenblick, wo er mit seinem Sohne allein seyn würde. Dieser kam endlich. Die Verwandtschaft fuhr von dannen, und er nahm sogleich seinen Sohn in das geheimste Cabinet.

„Theodor!" hob er nach einer Pause an, in der er zu überlegen schien, wie er das, was er vorzutragen hatte, mit Anstand und ohne die dem Vater geziemende Ehrfurcht Preis zu geben, dem Jünglinge kund machen könnte. „Theodor, du verläßest mich, und ich zittre für dein Wohl, für meine Freude. Deine Aufführung — es ist wahr — bis hierher ist sie untadelhaft gewesen; aber meine Erfahrung, meine Menschenkenntniße zeigen jetzt meinen Augen einen Schauplatz, der meine Seele mit Angst und Schrecken erfüllt. — Sohn!

Jüngling! ich beſchwöre dich, ſey bey jeder deiner Handlungen, bey jedem Schritte, den du thuſt, deiner Ehre, der Ehre deines Vaters eingedenk. Ach! es lauern Gefahren auf dich, die du nicht kenneſt, die ich nicht alle vor deinen Blicken zu enthüllen vermag; weil die Geſtalten, in denen ſie erſcheinen, ſo mancherley ſind; weil ſie, nach Zeit, Ort und Lage der Dinge geformt, ins Unendliche reichen, und ſelbſt den erfahrungsreichen Greis noch zu bethören vermögen; doch gibt es eine Hauptregel, die du befolgen muſst, und die dir deinen ſchweren Stand erleichtern wird. Du biſt mit Empfehlungen und Briefſchaften hinlänglich verſehen. Keine Stadt, die du durchreiſeſt, wird du leer von Leuten finden, die ſich nicht an deinen Vater, oder wenigſtens deinem Nahmen nach, auf einen aus deiner Verwandtſchaft erinnern."

„Wähle dir überall einen Leitsmann; doch wähle mit Vorsicht. Nicht immer ist der unser Freund, der es selbst durch Thaten zu seyn vorgibt. Sieh den Ton, sieh die Art und Weise der Menschen, die sich deine Freunde nennen. Traue mehr dem Manne, der dir mit Strenge die Wahrheit berichtet, der mit Ernste, ja wohl mit Schärfe dich ermahnt, wenn du gefehlt hast. Demjenigen, der süss und schmeichelhaft mir dir umgeht, der keinen deiner Irrthümer rügt, der alles lobt, was du gethan hast, alles billiget, was du thun willst, dem traue nicht; einen solchen verabscheue; denn er will dein Bestes nicht, oder ist selbst ein Schwächling, der die Gefahr, die dir droht, nicht kennet."

Der alte Graf hielt hier einen Augenblick inne, häftete einen starren Blick auf seinen Sohn, schlug dann sein Auge nieder, und fuhr fort:

„Wollte Gott, ich könnte dir in jeder Stadt den Mann nennen, dem du dich vertrauen ſollſt; aber ich kann es nur in den wenigſten. Viele meiner auswärtigen Freunde hat ſchon die Sichel des Todes gemähet. Hier ſind noch einige Schreiben an die Wenigen, die am Leben ſind, und für die ich bürgen kann. Nun aber noch ein Wort von einem Freunde, den ich als meinen theuerſten verehre, der noch lebt, und an den du dich wenden muſst. Du wirſt nach Venedig kommen, an den gefährlichſten Ort für junge Reiſende. Erinnerſt du dich noch, mit welchem Entzücken ich jederzeit von dieſer Seeſtadt ſprach? Ach, es waren glückliche Tage, die ich daſelbſt verlebte! Ich fand in dieſem gefahrvollen Aufenthalte, wo alles auf das Verderben des Jünglings lauert, eine Seele, die mich warnte, die mich rettete, die mich wahrhaft liebte und beſeligte. Dieſe Seele — faſſe dich, Theo-

der, du wirst ein seltsames Wort vernehmen! — diese Seele wohnte in dem Körper eines Weibes."

Der Graf richtete hier schüchtern das Auge auf seinen Sohn; er erwartete einen strafenden Blick von ihm; aber er sah nur Verwunderung mit Freude vermischt, und sprach beruhiget weiter.

„Ich kam in dieser Stadt mit vielen Jünglingen meines Standes in Bekanntschaft. Klima, Temperament und Leichtsinn riss mich fort. Durch das Beyspiel meiner angeblichen Freunde gelockt, trat ich in ihre Fussstapfen, und war nahe daran, ein Wüstling gleich ihnen zu werden."

„Eines Abends, da ich eben bereit bin, mich in eine meiner gewöhnlichen Gesellschaften zu begeben, und schon die Gondel bestiegen habe, reicht mir eine alte Frau verstohlner Weise einen Brief, Ich eile von neuem auf mein Zimmer,

öffne das Schreiben, und finde eine Einladung von weiblicher Hand geſchrieben, der Überbringerinn deſſelben zu folgen. Unbedachtſam, wie ich war, bin ich ſogleich hierzu entſchloſſen; und welches Glück für mich, daſs dieſe meine Unbedachtſamkeit, die manchen anderen ſchon ins Verderben ſtürzte, mein Wohl begründete!"

„Ich trat mit der Briefträgerinn in die Gondel. Nicht weit fuhren wir, ſo geboth die Alte ſtille zu halten, ergriff meine Hand, und führte mich durch ein kleines Pförtchen in einen anſehnlichen Pallaſt. Verſchiedene finſtere Gänge wurden durchſchlichen, verſchiedene ſchmale Treppen beſtiegen. Die Alte leitete mich immer an der Hand fort. Endlich waren wir an Ort und Stelle."

„Meine Führerinn ſtampfte drey Mahl mit dem Fuſse auf die Erde, und plötzlich öffnete ſich eine Thür. Man ſchob

mich in ein Zimmer hinein, und riegelte feſt hinter mir zu. Der Diener, der die Thüre geöffnet hatte, huſchte in ein Nebengemach, und mir verblieb gute Weile meine begangene Thorheit zu erkennen, und mich auf einen ſchlimmen Ausgang des ſo tollkühn begonnenen Abenteuers gefaſst zu machen."

„Das Gemach, worin ich mich befand, ward ſparſam durch den Schimmer einer an der Decke hängenden Lampe erleuchtet, und verrieth nichts minder, als einen wohlhabenden Beſitzer. Endlich öffnete ſich aufs neue das Seitenzimmer. Ich ſchauderte. Eine lange weibliche Figur trat heraus; ein ſchwarzer Schleyer bedeckte ihr Geſicht, und verhüllte ihre ganze Geſtalt. Sie näherte ſich mir feyerlich langſam, faſste mich, der ich noch ſchüchtern am Eingange ſtand, bey der Hand, und führte mich zu einem Sopha. Ehrfurchtvolles Gefühl

durchdrang mich; ſie winkte, und ich ſetzte mich zitternd neben ſie; doch ſie begann zu reden, und all mein Herzklopfen verſchwand."

„Herr Graf!" hob nach einer langen Pauſe eine ſanfte, ſonoriſche Stimme an, „Sie ſind ein Deutſcher?"

„Der bin ich" —

„Ich ſchätze Ihre Nation, und um dieſer Hochachtung willen, die mir das biederſte, tapferſte Volk der Erde eingeflöſst hat, kann ich es nicht dulden, daſs ein einzelner Mann meine Landsleute glauben machen will, der Deutſche wäre nicht mehr, der er geweſen. Sie verſtehen mich, Herr Graf; oder ſoll ich mich deutlicher erklären?"

„Edle Venetianerinn, ich bin beſchämt, in ihren Augen" —

„Genug! Sie finden ſich getroffen; das verräth Ihre Verlegenheit. Reden Sie frey, was kann ich für Sie thun?"

„Für mich?" —

„Für Sie, und keinen andern. Freylich mufs es Ihnen wunderbar vorkommen, dafs ich die Delicateffe meines Gefchlechts verläugne, um die Ehre einer fremden Nation zu retten; aber wir Weiber haben Grillen, und die Italienerinnen noch mehr, als andere. Auch müffen Sie meine That nicht nach dem Mafsftabe berechnen, den Ihnen das Mädchen ihres Herzens in Deutfchland entworfen hat. Wünfchen, Wollen und Ausführen, ift hier zu Lande eines: und wohl Ihnen! dafs ich die Erfte war, die fie kannte und bemerkte: oder war ich diefe nicht?"

„Signora, ich bin erft kurze Zeit in Venedig, und meine Bekanntfchaft erftreckt fich noch nicht weiter, als auf einige junge Leute, die ich an öffentlichen Örtern kennen lernte.

„Wenn Sie die Wahrheit redeten, Graf! — Doch Sie find ja ein Deutfcher;

verzeihen Sie! In diesem Puncte will ich Ihnen glauben; aber nun zur Hauptsache. Wollten Sie mir zu Gefallen wohl diesen Ihren Bekanntschaften entsagen?"

„Warum nicht!"

„Wollten Sie das? Aber gänzlich — hören Sie — gänzlich! Sie müssen keinen von Ihren bisherigen Freunden mehr anhören, müssen keine Stunde mehr in ihrer Gesellschaft zubringen, müssen gar keinen von Ihren gewöhnlichen Lieblingsörtern mehr besuchen! — Getrauen Sie sich das wohl? — Reden Sie aufrichtig!"

„Ich muss bekennen, es würde mich Mühe hosten; aber —

„Sie schweigen? — Also eine Bedingung. Ich verstehe. Sie meinen, ehe man sich zu einem Opfer entschliesst, so müsse man auch wissen, ob der Preis des Opfers würdig sey. Auch das will ich gewähren. Da sehen Sie!" —

Die Dame warf ſchnell ihren Schleyer zurück. Sohn! was ſah ich! — Ein Seraph, der ſich den Sterblichen verſichtbaren wollte, könnte keine ſchönere, keine treffendere Bildung wählen. Das feurige, ſprechende Auge, die hochgewölbte Stirn, von ſchwarzen Locken beſchattet, prägten die tiefeſte Ehrerbiethung ein, indeſs der holde, lächelnde Mund beſeligende Milde verſprach, und ſüſses, labendes Zutrauen einflöſste. Unmöglichkeit iſt es, dieſe ſtille, liebevolle Majeſtät zu ſchildern, die in jedem Zuge lag, aus jedem Zuge über das ganze reizende Antlitz ſich ergoſs, und eine Phyſionomie bildete, die das Ideal, das ich bisher von Vollkommenheit hatte, bey weitem noch übertraf. Schauerliche Bewunderung ergriff meine Seele, indeſs mein Herz ſich erhob, indeſs mein Auge an dem herrlichen Anblicke ſich weidete.

Die Dame ſchien ſich gleichfalls an

meinem Erſtaunen zu ergetzen. Sie ſchwieg lange Zeit; endlich knüpfte ſie den Faden des Geſpräches wieder an.

„Nun, Herr Graf! haben Sie entſchieden? Iſt der Preis zu gering für ein ſo mächtiges Opfer?" —

„Zu groſs — zu groſs!" rief ich auſser mir, und ſank vor der Huldgöttinn auf meine Knie.

„Geduld!" ſprach ſie lächelnd, und hob mich von der Erde auf; „das kommt nachher; jetzt ſagen Sie offenherzig: wollen Sie ſich ganz meiner Leitung überlaſſen?"

„Ganz! ganz! Schalten Sie mit mir, edle Frau, wie ſie wollen: ich vertraue mich Ihnen."

„Und es wird Sie nicht gereuen. Aber das Mädchen in Deutſchland?" —

„Ich kenne ſie nicht!" —

„Keine Unwahrheit! Die Hand auf ihr Herz!"

„Hier! — Weder in Deutſchland, noch irgend anderswo kann ein Gegenſtand ſich rühmen, mich gefeſſelt zu haben."

„Ich glaube Ihnen. — Und nun alſo, Sie entſagen für jetzt ihrem bisherigen Zirkel. Ich will für beſſere Bekanntſchaft ſorgen. Morgen um die nähmliche Zeit, vielleicht auch früher, ſehen wir uns wieder; da will ich hören, was ich weiter für Sie thun kann."

Die Dame ging; ich blieb aufser mir, und wurde durch die Alte aus meinen Träumen geriſſen, die mich wieder den vorigen Weg zurück bis nach der Gondel leitete. Den folgenden Tag wurde ich aufs neue abgeholt. Die Dame drang in mich, ihr meine Lage zu entdecken. Sie vermuthete mich in Schulden; es verhielt ſich aber nicht ſo. Eben war ich noch zu rechter Zeit dem Meere entronnen, worauf ich meinen Schiffbruch nicht vermieden hätte.

„O Theodor! was nun für ein Leben begann! — die Erinnerung macht mich noch in meinem neun und funfzigsten Jahre wonnetrunken."

„Marquise von C..., so war der edlen Venetianerinn damahliger Nahme, hatte vor sechs Monathen ihren Gatten verloren. Eine Witwe von sechs und zwanzig Jahren, wie sie ungefähr seyn mochte, von der edelsten Geburt, mit Schönheit und Reichthum begabt, konnte auf eine der ersten Partien in Venedig Anspruch machen; aber ich war die Ursache, dass sie dieses nicht that. Alle Freyer wurden abgewiesen, so bald sie nur ein leises Augenmerk von ihren Absichten gaben. Wäre ich nicht der einzige Sohn eines schon bejahrten Vaters gewesen, der sehnlichst meine Zurückkunft erwartete; o nie hätte mich Deutschland wieder gesehen. Oft drang ich in die Marquise, mich zu begleiten,

mich in meinem Vaterlande mit ihrer Hand zu beglücken; doch hierzu war sie bey aller ihrer heifsen Liebe für mich nicht zu bewegen."

„Ferdinand! sprach sie dann gewöhnlich ernst und traurig zu mir, ich liebe dich, aber meine Vaterstadt kann ich nicht verlassen. Hier ist Freyheit, bey dir daheim Sclaverey; hier habe ich Freunde und Verwandte, in deinem Vaterlande nur dich."

„Selbst ihr edles Geschlecht begann mich hoch zu schätzen. Ich merkte deutlich, dafs mich die Marquise zuvor auf die Probe genommen hatte, und sich dann erst, da ich hierin bestanden war, öffentlich meiner Bekanntschaft rühmte." —

„Es wäre in dieser Stunde zu weitläuftig, dir eine noch genauere Schilderung von meinem glücklichen Schikfale in Venedig zu geben; deine Mutter wird dich gleichfalls noch geniefsen wollen.

Alſo kurz jetzt zur Hauptſache. — Mein Vater ward krank; er ſchrieb einen Brief an mich, der mein Innerſtes erſchütterte, und ich verliefs nach einem jahrelangen Aufenthalte Venedig, verliefs das Weib meines Herzens. Der Tag dieſes Abſchiedes war der unglücklichſte meines Lebens. Ein zwiſchen uns verabredeter Briefwechſel wurde lange Zeit eifrigſt fortgeſetzt; aber endlich drang die Familie der Marquiſe in ſie, ſich wieder zu verehelichen, und ſeitdem habe ich kein Schreiben mehr von ihr erhalten. Ich konnte ſie keines Unrechtes zeihen, und gab ihr ununterbrochen Nachricht von mir. Einer ihrer Verwandten meldete mir den Tag der Vermählung. Sey es aus Unmuth, ſey es aus Scham, ſie ſelbſt würdigte mich, alles meines Flehens ungeachtet, keiner Antwort mehr; dennoch vermochte ich nicht, auf ſie zu zürnen; und ob ich mich gleich nachher ſelbſt verheirathete, ſo

dachte ich doch unaufhörlich an sie, und bemühte mich aus allen Kräften, Kundschaft von ihrem Befinden und sonstigen Zustande einzuziehen. Aus Venedig selbst konnte ich keine Nachricht erhalten. Es gelang mir endlich, in Genua einen Correspondenten aufzufinden, der sie und ihre Familie genau kannte, und durch diesen erfuhr ich vor ungefähr sechs Jahren, dass sie aufs neue Witwe geworden sey. Meine neuesten Briefe berichten mich von ihrem fortdauernden Wohlseyn. Sie wird jetzt beynahe eine Dame von fünf und funfzig Jahren seyn. Wenn du nach Venedig kommst, erkundige dich genau nach ihr, und statte deinen Besuch bey ihr ab. Sage ihr, du seyst der Sohn des Mannes, der sie einst liebte, und der sich noch in seinem Alter mit Entzücken an die glückseligen Tage erinnert, die er vor mehr als dreyssig Jahren bey ihr verlebte. Sollte sie zweifeln, dass du mein Sohn

seyst; hier ist ein Ring, das Pfand ihrer Liebe, das sie mir bey unserem Abschiede ertheilte, und woran sie mich — wie sie im innigsten Gefühle sagte — in jener Welt erkennen wollte. Besieh ihn genau, und beschreibe ihn der Marquise. Du wirst an ihr eine Freundinn finden, wie sie dein Vater hatte, eine Leiterinn in dem gefahrvollen Venedig. —

Weiter vermochte der alte Graf nicht zu sprechen; er überreichte seinem Sohne den Ring, den eine verborgene Lade seines Schreibtisches verwahrte, wendete sich sodann, und strebte seinen Schmerz zu ersticken. Ehe er noch seinen Sohn für den Abend entliefs, mufste dieser ihm zusagen, kein Wort von dem, was man ihm in dieser Stunde entdeckt hatte, irgend einem seiner Verwandten oder Bekannten zu berichten. Noch innigst gerührt vollzog der Sohn den väterlichen Befehl, und hat auch, so lange seine

Ältern lebten, diese Zusage in Deutsch-
land treulich gehalten.

Der junge Graf reisete am folgenden Morgen ab. Getreu den Vorschriften seines Vaters vermied er alle Ausschweifungen, und suchte an jedem Orte, wohin er kam, einen rechtschaffenen Freund auf. Überall machte man sich es zum Vergnügen, den liebenswürdigen Sohn eines edlen Vaters, der zugleich die Hoffnung eines blühenden Hauses war, nach Würden zu empfangen. Jeder, den er mit seinen Zutrauen beehrte, erwiederte dieses durch Rath und That; und nur selten geschah es, dass sich der junge Cavalier an seinem Manne irrte, da er, immer eingedenk der väterlichen Ermahnung, nur den seines genauen Umganges werth hielt, der herzlich mit ihm sprach, und ihm die Wahrheit sonder alle Schmeicheley enthüllte.

So kam er endlich an Leib und See-

le gesund nach Venedig. Man hatte ihn aus verschiedenen Orten mit Empfehlungen dahin beladen; aber er achtete dieser wenig, sondern begann sogleich Nachrichten von der Marquise C. einzuziehen. Schon sein Wirth gab ihm Auskunft. Die ehemahlige Marquise C., sagte er, lebt noch als abermahlige Witwe gesund und in blühendem Wohlstande. Eine erfreuliche Nachricht für den Grafen. Der Diener, den er sogleich in Venedig annahm, und dem die ganze Stadt bekannt war, berichtete ihm das nähmliche, setzte noch viel zum Lobe dieser edlen Venetianerinn hinzu, und nannte die Strasse, wo ihr Pallast sich befände.

Schon am folgenden Morgen begab sich unser Reisende in Begleitung seines neuen Dieners nach dem Wohnorte der Dame. Er nannte seinen Nahmen; man führte ihn in ein prachtvolles Gemach, und er harrte mit innigstem Verlangen auf die

Perſon, die ihm ſein Vater ſo dringend empfohlen hatte. Eine Seitenthür öffnete ſich endlich; es trat eine Dame heraus, jung und ſchön, ein Gegenſtand, eben ſo reizend, wo nicht noch reizender, als der, den ihm ſein Vater beſchrieb. Überraſcht, erſtaunt, entzückt blickte der Graf das holde Weib an. Sie lächelte, und erwartete ſeine Anrede; aber vergebens harrte ſie. Des Grafen Auge war ſtarr auf ſie gerichtet; ein hohes Roth flog ſeine Wangen an; er verſuchte zu ſprechen; doch er vermochte es nicht. Die Dame öffnete endlich ihren Mund.

„Signor!" hob ſie an, „Sie ſcheinen ſich in mir geirrt zu haben?"

„Ja bey Gott!" rief der Graf, der bey dieſer Anrede auf einmahl Kraft und Sprache wieder erhielt. „Bey Gott! ſo iſt es. Sie ſind nicht die Marquiſe von C., wenigſtens nicht die Marquiſe von C., die meines Vaters Freundinn war."

„Und wenn ich es nun wäre?" versetzte die Dame sanft erröthend, den Blick zur Erde gerichtet.

„Unmöglich! Sie die Marquise von C.? — Sie eine Dame von fünf und funfzig Jahren? — Signora, spotten sie meiner nicht."

„Ihr Vater," erwiederte die Marquise lächelnd, „hat mein Alter nicht richtig berechnet. Sieben und funfzig Jahre habe ich schon hinter mir."

„Und also wirklich wären Sie es? — Sie die Patroninn, Sie die Leiterinn meines Vaters in diesem gefahrvollen Aufenthalte? — O, Signora, wollten Sie auch die meinige werden?" —

Die Marquise wendete sich, und suchte ihre innere Bewegung zu verbergen, sammelte sich aber schnell wieder, und fragte im munteren Tone: „Was macht Ihr Vater?"

Feurig versetzte der Graf sogleich:

„Er erinnert ſich noch ſtets mit innigem Entzücken an die glücklichen Tage, die er in Venedig verlebte, und ſprach zu mir bey meinem Abſchiede: Sohn, ſage der edlen Venetianerinn, daſs du ein Abkömmling des Mannes ſeyſt, dem ſie den Ring ſchenkte, woran ſie ihn in jener Welt erkennen wollte."

Äuſserſt bewegt verlieſs die Marquiſe ſchnell den Grafen. Erſt nach langer Zeit kam ſie zurück, bath ihn, ihre Abweſenheit zu entſchuldigen, bath ihn noch mehr, ſie nie in Zukunft mit einem Worte an ſeinen Vater zu erinnern. Sie ward hierauf unſerm Reiſenden, was ſie ſeinem Vater war, führte ihn, als den Sohn eines alten Freundes, in die vornehmſten Zirkel und Häuſer ein, und ſorgte gleich einer Mutter für ihn.

Ihre noch blühende Schönheit, dieſs Wunder der Natur, entzückte nicht wenig den jungen, feurigen Grafen. Er pries

oft und lange ihre unverwelklichen Reize, und Signora, weit entfernt, ihr Misstrauen hierüber zu bezeugen, fand sich vielmehr innigst geschmeichelt, den Sohn durch eben das zu fesseln, wodurch sie den Vater gefesselt hatte.

Der Traditor dieser Begebenheit brach bey diesem Puncte ab, und es ziemt dem blossen Erzähler nicht, Meinungen beyzufügen, die er nicht zu behaupten vermag.

Graf P. reisete nach einem dreymonathlichen Aufenthalte von Venedig ab. Das Abenteuer mit der schönen sieben und funfzigjährigen Matrone blieb ihm unvergesslich. Kein neuer Vorfall vermochte ihr Andenken aus seinem Gedächtnisse zu verlöschen. Ihr Bild verfolgte ihn bis nach Rom; auch hier war keine neue Bekanntschaft fähig, den Zauber zu lösen, der sein Herz in Venedig fest hielt; und in den fröhlichsten Zirkeln

fafs er nur allzu oft in fchwermuthsvol-
les Nachdenken verfunken.

Einer feiner Freunde, den er fchon auf der Reife durch Frankreich kennen lernte, und wegen feiner edlen Freymüthigkeit und jederzeit frohen Sinnesart lieb gewann, bemerkte mit Erftaunen die Veränderung, die während der kurzen Zeit, die er von ihm getrennt lebte, vorgegangen war. Innigft vertraut mit ihm, glaubte er ein Recht zu haben, das Geheimnifs ihm abzufordern, das ihn fo fürchterlich befchäftigte.

„Freund!" fprach er eines Tages zu ihm, da er ihn allein auf feinem Zimmer traf, „du haft Kummer, und grofsen Kummer. Vertraue dich mir; du kennft mein Herz."

„Keinesweges habe ich Kummer!" verfetzte der Graf. „Was du und deine Gefellfchafter für Trübfinn an mir halten, ift nichts anders, als Befchäftigung meiner Fantafie."

„Beſchäftigung deiner Fantaſie! — und womit?"

„Du fragſt zu viel, Freund!"

„Nicht mehr, als dein einſtmahliges Zutrauen zu mir erheiſcht. Oder ſind wir keine Freunde mehr?"

„Nie waren wir es inniger; aber es gibt Fälle, wo eben die Freundſchaft verlangt, das Geheimniſs des Freundes zu ehren, Doch nimm die Sache nicht ſo ernſtlich: ich verſpreche dir, du ſollſt mich fröhlicher ſehen."

Beruhiget ging des Grafen Freund von dannen; aber dieſer hielt nicht Wort. Er ſtellte ſich zwar einige Tage froher, als gewöhnlich; doch merkte auch jedermann die Überwindung, die ihn dieſer eitle Schein koſtete. Bald verſank er wieder aufs neue in ſeine alte Melancholie. Das Bild der edlen Venetianerinn ſchwebte unaufhörlich vor ſeinen Augen. Er machte endlich heimliche Anſtalt, Rom zu ver-

laſſen, und wieder nach dem Orte zu wallfahrten, wo der Inbegriff aller ſeiner Gedanken weilte.

Der Freund des Grafen war ſchlau genug, ohne daſs es dieſer bemerkte, alle ſeine Handlungen auf das genaueſte zu beobachten. Er entdeckte endlich auch das Vorhaben einer heimlichen Entweichung, und glaubte nunmehr, nicht länger ſchweigen, ſondern mit Rechte den Grafen wegen ſeiner Treuloſigkeit derb ausſchelten zu dürfen. Er erfüllte ſeine vermeinte Pflicht redlich. Der Graf gerieth in Verlegenheit, faſste endlich nothgedrungen ſeinen Entſchluſs, bath ſeinen Freund ihn anzuhören, und erzählte ihm das ganze venetianiſche Abenteuer, ſo wie es ihm ſein Vater berichtet, und wie er es ſelbſt beſtanden hatte.

Der Freund hörte anfänglich aufmerkſam zu; da aber der Erzähler zur Beſchreibung der noch mit blühenden Rei-

zen begabten fieben und funfzigjährigen Matrone kam, brach jener in ein lautes Gelächter aus, und verficherte den Grafen, dafs er feinem Mährchen vollkommenen Glauben würde beygemeffen haben, hätte es ihm gefallen, nur wenig mehrere Wahrfcheinlichkeit in den Schlufs deffelben zu verweben.

Vergebens betheuerte der gute Graf die Wahrheit feiner Erzählung. Je mehr er betheuerte, defto mehr lachte fein Freund; und da er endlich hierüber ergrimmte, und nach feinem Degen griff, eilte diefer, immerfort lachend, zur Thür hinaus.

Dem munteren Charakter des Lachens gemäfs, wufste die Erzählung des Grafen binnen kurzer Frift der Zirkel aller feiner Bekannten. Da er wieder das erfte Mahl unter ihnen erfchien, empfing ihn ein allgemeines Gelächter, und einer nach dem andern erkundigte fich, wie

das Befinden der venetianiſchen Fee wäre, und wenn er ihr den ſchuldigen Beſuch abſtatten würde.

Zu einer andern Zeit, oder vielmehr bey einer andern Gelegenheit und Gemüthslage hätte der Graf einen Scherz für das, was er wirklich war, aufgenommen; für jetzt aber war es ihm äuſserſt empfindlich, mit der Entdeckung ſeines Geheimniſſes und oben drein mit ſeiner und ſeines Vaters Ehre zum Gelächter geworden zu ſeyn. Mit ernſter Miene bath er ſich daher, da die Neckereyen kein Ende nahmen, Stillſchweigen aus, und fragte im halbzornigen Tone: „Wer von Ihnen, meine Herren, geht eine Wette mit mir ein, daſs das, was ich dem Grafen R. erzählte, keine Unwahrheit ſey?"

„Keine Unwahrheit?" ſchrien alle zugleich, „wir alle wetten auf das Gegentheil!"

„Und jeder zwey hundert Zechinen!" ſetzte einer von ihnen hinzu.

„Nun wohl!" rief der Graf; „ſo mag es gelten. Achtzehn hundert Zechinen ſind Ihre, wenn ich Unrecht habe."

Sein Freund R. ſtieſs ihn an. „Bedenke dich wohl!" ſprach er; „deine Wette iſt verloren."

„Gewonnen, gewonnen Freund!" rief der Graf, „gewonnen ſind achtzehn Hundert Zechinen! Auf, meine Herren! rüſten Sie ſich zur Reiſe. Morgen geht es zu der ſchönen Fee; oder, wenn Sie lieber wollen, zu der reizenden ſieben und funfzigjährigen Matrone!" —

Vier aus dem Zirkel vermochten, Geſchäfte und andrer Urſachen halber, die Reiſe nicht zu unternehmen. Fünf davon entſchloſſen ſich, und wurden von jenen als Geſandte bevollmächtiget. Die Frage war jetzt noch, auf was für Weiſe die Wette entſchieden werden ſollte.

Der Graf fand hierin keine Schwierigkeit. „Ganz Venedig," ſprach er, „kennt und verehrt die Marquiſe als eine ſeiner ſchönſten und vornehmſten Damen. Überall werden Sie Kunde von ihrem Alter einziehen können. Ihren Anblick will ich Ihnen an einem öffentlichen Orte verſchaffen, und iſt es nicht genug, Sie ſelbſt bey Signora einführen?"

„Alles gut!" verſetzte einer der Wettenden; „aber wie erfahren wir, ob wirklich ſchon Ihr Vater der Marquiſe Geliebter war?"

„Eigentlich," erwiederte der Graf, „gehört dieſs nicht in unſere Wette; doch will ich es dazu nehmen. Unmöglich aber können Sie verlangen, daſs eine Dame wie die Marquiſe ihre eigene Schwachheit bekennen ſoll. Ich werde ihr den ganzen Handel berichten, werde Sie ſodann bey ihr einführen, und wir wollen ſehen, wozu ſie ſich entſchlieſsen wird. Auf ei-

ne andere Weiſe, müſſen Sie ſelbſt geſtehen, kann dieſer Punct nicht entſchieden werden."

Die ſämmtlichen Herren waren mit dieſem Anerbiethen zufrieden. Alle wähnten, der Graf treibe ſeinen bloſsen Scherz mit ihnen, um ſie für ihren Spott zu beſtrafen, und werde als ein reicher Cavalier mit Vergnügen die achtzehn hundert Zechinen zu einer allgemeinen Luſtbarkeit hergeben.

Die Reiſe ging indeſs ſchon den folgenden Tag vor ſich. Unſerm Grafen war nicht wohl zu Muthe. Er bereuete unaufhörlich ſeine Übereilung, die jedoch für jetzt nicht mehr ungeſchehen zu machen war. Man kam in Venedig an; man quartierte ſich in einem Gaſthofe ein, und wartete mit Verlangen auf die Erklärung des Grafen, daſs ſeine achtzehn hundert Zechinen zahlbar wären; aber ſchon der Wirth berichtete den Her-

ren eine ganz andere Mähre. Jedem begann um ſein Geld zu bangen, doch liefs man den Gegner nichts davon bemerken.

Der Graf verfügte ſich noch in Reiſekleidern zu ſeiner theuern Marquiſe. Eben ſo jung und ſchön, wie er ſie das erſte Mahl ſah, eilte ihm dieſe erfreut entgegen, und erkundigte ſich ſogleich mit innigſter Theilnahme nach der Urſache ſeiner nochmahligen Gegenwart in Venedig.

„Signora!" hob der Graf an, „werden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen ſage, daſs ich bloſs Ihretwegen wieder hierher kam?"

„Nicht nur verzeihen, danken würde ich Ihnen."

„Aber wenn ich nun nicht allein gekommen wäre?"

„Wie? — Ich verſtehe Sie nicht."

„Ich bringe Geſellſchaft mit, und zwar fünf Perſonen."

„Sind es Ihre Freunde, ſo ſollen ſie mir willkommen ſeyn."

„Zu gütig, theure Marquiſe! Ich bin ein Verbrecher, und verdiene dieſe Milde nicht."

„Ein Verbrecher? — Mein Gott! haben Sie Streit gehabt? Sind Sie ſo unglücklich geweſen, Ihren Gegner zu erlegen?"

„Bis jetzt habe ich noch keinen erlegt; aber mit Ihrer Hülfe gedenke ich ſie alle fünfe nebſt ihren übrigen Geſellen zu erlegen."

Dieſe letzten Worte ſprach der Graf lächelnd. Die Marquiſe ſah ihn verwundert an. Er fuhr nach einer Pauſe ſchüchtern fort: „Edelſte, groſsmüthigſte Ihres Geſchlechts! könnten Sie wohl dem Frevler verzeihen, der es wagte, eine Wette über Sie auzuſtellen?" —

Die Marquiſe blickte einige Zeit auſser ſich vor Erſtaunen den Grafen an, der zitternd auf ihre Antwort harrete; bald

aber lag alles klar vor ihren Augen. Jetzt vermochte sie leicht den ganzen Handel zusammen zu reimen, und unwillig stand sie auf und ging nach der Thür; aber der Graf eilte ihr nach, fiel auf seine Knie, und ergriff mit flehendem Blicke ihre Hand. „Signora!" sprach er, „ich habe diesen Ihren gerechten Unwillen voraus gesehen und ihn gefürchtet. Doch es war geschehen, das Wort gegeben; denn wer vermag im Zorne Herr über sich zu seyn. Es ist wahr, ich habe gefehlt, dass ich dieses Geheimnifs verrieth; aber hören Sie erst, wie das zuging: ich werde dann weniger strafbar vor Ihren Augen erscheinen."

Die Marquise liefs sich bewegen. Der Graf erzählte den ganzen Vorfall im Zusammenhange, und — Signora vergab ihm.

„Sie haben mich in einen üblen Handel gemischt," begann sie nach einer kur-

zen Pauſe; „aber ich will nicht Ihre Verlegenheit, will nicht, daſs Sie Ihre Freunde für einen Mährchendichter halten, noch weniger, daſs Sie meinetwegen achzehn hundert Zechinen wegwerfen ſollen. Morgen nach eilf Uhr erwarte ich Sie nebſt der hohen Geſandtſchaft. Sie werden mit mir zufrieden ſeyn; aber dann eilen Sie auch, ſo ſchnell als möglich, mit Ihren fünf Freunden aus Venedig. Mein Ruf will geſchont ſeyn. Sie verſtehen mich, Herr Graf!" —

Der Graf empfahl ſich entzückt, und zögerte nicht, ſeine Freunde von dem nahen Verluſte ihrer Wette zu benachrichtigen.

Der Morgen kam. Im Pompe traten die ſämmtlichen Wettenden ihren Weg nach dem Pallaſte der Marquiſe an. Die Gondel brachte ſie ſchnell an Ort und Stelle. Man erwartete ſie bereits. Eine Schar von Dienern geleitete ſie in ei-

nen ſchimmernden Saal. Hier harreten ſie eine halbe Stunde. Endlich eröffneten ſich die Flügel der hinterſten Thüre, und eine prachtvoll geſchmückte Dame trat zu ihnen herein. Nie ſah man ſo viele Schönheit durch den angemeſſenſten Putz ſo mächtig erhoben. Stumm vor Erſtaunen beugte ſich die ganze Geſandtſchaft. Der Graf, ihr Anführer, wollte das Wort nehmen; aber die Marquiſe winkte ihm zu ſchweigen, erwiederte mit Achtung den Gruſs der Verſammlung, und ſprach im ſcherzenden Tone, doch mit edlem Stolze alſo: „Meine Herren, der zweyfache Entzweck Ihres Beſuches iſt mir bekannt; aber ich muſs Ihnen kurz ſagen, Sie haben Ihre Wette verloren.“ Und mit dieſen Worten verlieſs Signora die beſtürzten Cavaliere. Leiſe ſchlichen ſich dieſe aus ihrem Pallaſte, und begaben ſich noch am ſelbigen Tage auf den Weg nach Rom. Unſer Graf begleitete

sie; und obgleich jeder von ihnen ungern seine zwey hundert Zechinen vermisste, so gestanden sie doch insgesammt, dass sie der seltene Anblick der schönen sieben und funfzigjährigen Matrone herrlich dafür belohnt hätte, und bedauerten die vier übrigen Theilnehmer der Wette, die, ohne dieses Glück genossen zu haben, ihr Gold dahin geben mussten.

Des

Grafen Julius von F.

Rettung

aus den Händen der Inquiſition

in Madrid.

Eine hiſtoriſche Begebenheit

aus dem Jahre 1745.

Graf Julius von F. und Ferdinand Baron von M., zwey hoffnungsvolle, feurige Jünglinge, ſtudierten — mein Traditor beſtimmte die Zeit nicht — die Rechte in L. Ihre Bekanntſchaft hatte zwar erſt an dieſem Orte ihren Anfang genommen, war aber deſshalb nicht minder herzlich, war nichts weniger, als eine der gewöhnlichen akademiſchen Freundſchaften. Die Charaktere der beyden Jünglinge neigten ſich zu einerley Grundſätzen. Beyder Gefühl war daſſelbe. Ein gewiſſer Hang zur ſanften, melancholiſchen Schwärmerey lag in beyder Herzen, nur in Julius ſtärker, als in Ferdinand.

Dieſe genaue Übereinſtimmung ihrer Empfindungen und Denkungsart muſste nothwendig einen Bund knüpfen, der weit über die Univerſitätsjahre hinaus zu reichen verſprach; doch ſchienen die beyden Freunde hiermit noch nicht zufrieden zu ſeyn. Die ganze Zeit ihres Lebens dünkte ihnen für den Genuſs der Freude ſympathetiſcher Gefühle zu kurz, und oft verloren ſich ihre Gedanken in Stunden des Entzückens, in den Raum der Unendlichkeit.

Einſt befanden ſich die beyden Jünglinge zur Winterszeit in einer fröhlichen Geſellſchaft. Ihre Herzen nahmen Theil an der allgemeinen Heiterkeit, und überlieſsen ſich endlich ſorgenlos dem Rauſche des Vergnügens. Ein ausländiſcher Officier war die Hauptperſon des Feſtes. Auf ihn ſahen aller Augen; er war der Fröhlichſte des ganzen Zirkels; er nährte mit unaufhörlicher Laune, mit nie ver-

siegendem Witze die Unterhaltung und Freude. Sich selbst vergessend lebte er nur für diese Stunde, nur für die ihn umgebenden Freunde und Gesellschafter. Grenzenlos schien seine Munterkeit zu seyn; aber sie war es nicht. Plötzlich stockte sein beredter Mund; das Lächeln seiner Miene verschwand; die blühende Farbe seiner Wangen war dahin. Stier und wild starrten seine Augen auf einen Fleck; wie versteinert weilte er auf seinem Sitze. Todtenbläße überzog sein Angesicht; finsterer und finsterer ward sein Blick; rückwärts sank er endlich danieder. Alle Freude war dahin.

Man sprang auf; eilte zu Hülfe; die Verwirrung ward allgemein. Der Ohnmächtige erhohlte sich, aber zum Schrecken der ganzen Gesellschaft. Mit grauser Hast riss er sich aus den Armen seiner besorgten Freunde, rannte ausser sich durch das Zimmer, griff nach Hut und Degen,

und eilte nach der Thür. Alles Rufen, alles Nacheilen war umſonſt; der Fröhlichſte des Zirkels kam nicht mehr zurück.

Die ganze Verſammlung blickte ſich verwunderungsvoll an. Einer ſchien von dem andern Erklärung dieſes ſonderbaren Vorfalls zu fordern. Todesſtille folgte auf das laute Getöſe. Man begann endlich ſeine Muthmaſsungen zu äuſsern, ſprach von Krankheit, von Sinnloſigkeit, von Raſerey, und begab ſich mit dem Vorſatze von dannen, die Sache genau zu unterſuchen; aber man vermochte dieſen Entſchluſs nieht auszuführen. Schon den folgenden Morgen war der ausländiſche Officier in aller Frühe von dannen gereiſet, und hatte einen Brief hinterlaſſen, worin er ſich bey allen ſeinen Freunden und Bekannten beurlaubte, und ſie ſo wohl wegen ſeiner plötzlichen Entfernung, als auch wegen des ihnen geſtern verurſachten Schreckens um Vergebung bath.

Dieſe Begebenheit machte allgemein einen gewaltigen Eindruck; doch wirkte dieſer auf kein Gemüth ſo heftig, als auf die Gemüther unſrer beyden Freunde. Beſonders war Julius auſser ſich vor Sehnſucht, den Grund dieſes Vorfalls zu wiſſen. Längſt ſchon hatte man ſeiner in der ganzen Stadt wieder vergeſſen, als er immer noch mit ſeinem M. davon ſprach, als er immer noch einſam für ſich dachte und forſchte, was dem heitern Mann in dem Augenblicke könnte widerfahren ſeyn, der ſo furchtbar die Freude des ganzen Abends endigte. Keine Spur von Wahnſinn war je an ihm zu bemerken. Allgemein ſeiner frohen Laune halber geſchätzt, geehrt und geliebt, lebte er ſchon drey Monathe in L., war die Seele jeder Geſellſchaft, ward in jedem Hauſe mit Entzücken empfangen. Dunkel ſchwebte eine Ahndung in Julius Sinne; er fühlte ſich geneigt, an Unna-

tur zu glauben, und entdeckte diese Vermuthung seinem Freunde. Selbst dieser fand diefs wahrscheinlich. Beyder Neugierde wuchs mit jedem Tage, und beyde entschlossen sich endlich, da der Frühling erschien, den Officier in seiner Heimath aufzusuchen, und koste es, was es wolle, der wunderbaren Begebenheit auf den Grund zu kommen.

Die Garnison des Störers jener Freude war einige dreyssig Meilen von L. entfernt. Unsre Jünglinge machten sich auf, reiseten hin, und hatten bald ihren Mann gefunden. Sie trafen ihn munter und froh, wie er jederzeit in L. war. Er erkannte sie sogleich, und schien wenig darauf zu achten, dafs sie um den Vorfall wufsten, der ihm vergangenen Winter begegnete; doch da sie ihn selbst daran erinnerten, gerieth er in sichtbare Verlegenheit, und ersuchte die beyden Freunde, dieser Sache hier zu Lande

nicht zu gedenken. Sie verſprachen ihm dieſs, doch mit der Bedingung, daſs er ihnen die Urſache ſeines plötzlichen Schreckens an jenem Abende entdeckte. Schwer war der Officier hierzu zu bewegen; aber das Anhalten der beyden vor Sehnſucht brennenden Jünglinge ſiegte, und er lud ſie zu ſich, und theilte ihnen folgende Aufklärung mit.

„Ich hatte" hob er an, „einen Freund, den ich, iſt dieſs anders möglich, mehr, als mich ſelbſt liebte. In einem und demſelben Hauſe erzogen, zu einer und derſelben Beſchäftigung angehalten, wuchſen wir wie Brüder heran, hingen mit einer Zärtlichkeit an einander, woran ſich ſelbſt unſere Lehrer und Erzieher weideten. Das Haus, worin wir wohnten, war ein Inſtitut für angehende Krieger beſtimmt; und ich und mein Freund erwarben uns bald durch Fleiſs und Liebe zur Ordnung die Achtung unſerer geſammten Vor-

gesetzten. Die Zeit kam endlich herbey, wo wir uns trennen mussten. Mein Freund wurde zu einem entfernten Regimente versetzt, und ich, ein Jahr jünger, als er, blieb noch in meinem bisherigen Aufenthalte. Schmerzlich war das Vorgefühl unsers Scheidens. Schon viele Tage vorher weinten wir, und stellten uns auf das lebhafteste den Jammer vor, wenn wir nun einer ohne den andern würden leben müssen. An dem letzten Abende vor dem Trennungstage, blieb mein Freund bis nach Mitternacht auf meinem Zimmer. Unsere Thränen waren vertrocknet, und mit stummer, feyerlicher Wehmuth blickten wir einander an. — „Gustav!" begann Wilhelm, „ein Gedanke, gross und schauerlich steht vor meiner Seele. Hättest du Muth? — doch nein; du wirst erschrecken; hinweg mit diesem Traume!"

„Was meinst du, Freund!" rief ich voll ängstlicher Erwartung; „nichts ist,

wozu ich nicht entſchloſſen wäre, könnte ich ohne Verletzung meiner Pflicht bey dir verbleiben!"

Willhelm ſah ſchweigend und zweifelhaft vor ſich hin. — „Trennen," ſprach er endlich ernſt und gerührt, „trennen müſſen wir uns; aber unſer Wiederſehen, das ſo ungewiſs iſt, dieſs können wir vergewiſſern." — Entzückt ſprang ich auf, fiel meinem Freunde um den Hals, und beſchwor ihn, mir das Mittel zu entdecken, wie unſere Wiedervereinigung auf das baldigſte zu bewerkſtelligen wäre. Er drückte mich feſt an meine Bruſt; eine heiſse Zähre floſs aus ſeinem Auge über meine Wange herab. — „Sterben," liſpelte er, „ſterben muſs einer von uns; dann können wir uns wieder ſehen!"

Ich fuhr erſchrocken empor. Kalter Schauer durchzitterte meine Nerven.

„Sterben?" wiederhohlte ich langſam, mit bebender Stimme; „ſterben einer von

uns? Freund, lafs uns beyde ſterben, ſo werden wir nicht getrennt."

„Verſtehe mich recht, Guſtav!" verſetzte Wilhelm lächelnd. Ein Schimmer der Verklärung däuchte mir in dieſem Augenblicke über ſein Geſicht verbreitet. „Dieſer Körper iſt das Gefängnifs unſeres Geiſtes; fällt die Hülle, ſo iſt er frey, und ſchwebt, wohin er will. Verſprich mir, wenn einſt deine Feſſeln gelöſet werden, und ich zu dieſer Zeit noch in meinem Kerker ſchmachte, verſprich mir dann, ehe du in die Wohnungen der Seligen eingeheſt, einen kurzen, friedlichen Beſuch; ſey es ſichtbar, ſey es unſichtbar; ein leiſes Wehen iſt genug; ich werde deine Gegenwart ahnden, und laut dir nachrufen: ich danke dir, Freund! du haſt deine Zuſage gehalten. Auch ich ſchwöre dir feyerlich zu, fällt mir das Loos früher als dir, wo du auch weileſt zu erſcheinen!"

Mein Freund ſchwieg, und harrte ſehnſuchtsvoll auf meine Antwort. Sonderbare Empfindungen durchdrangen mich. Ich fühlte mich von ſchauderhafter Allgewalt ergriffen; ein hohes, heiliges Entzücken hob mich empor; ich ſank, die Welt und Möglichkeit vergeſſend, in meines verklärten Willhelms Arme, ſchwor den Eid, der ſelbſt im Tode noch Treue gelobte, und beſtätigte mit Herz und Hand den Bund, der Zeit und Ewigkeit an einander reihen ſollte. Über eine Stunde ſchwelgten wir noch im Anſchauen einer Zukunft, wo uns nichts mehr trennen könnte. Wilhelm ahndete frühere Ruhe. „Freund!" ſprach er, und drückte mit innigem Gefühle meine Rechte, „Freund, ich ſcheide zuerſt; doch fürchte nichts: mein Beſuch ſoll ſanft, ſoll freundlich ſeyn."

Wir trennten uns nun für die Nacht, leichter und froher, als wir zuſammen ka-

men. Der Morgen erſchien. Unſer Abſchied war nicht ſo fürchterlich, als wir gewähnt hatten. Die gewiſſe Hoffnung einer erfreulichern Zukunft ſtärkte, tröſtete uns, und ſo ſchieden zwey Jünglinge ſtandhaft von einander, die ſeit zehn Jahren mit brüderlicher Zärtlichkeit ſich liebten, ſeit zehn Jahren ununterbrochen zuſammen lebten.

Ein Jahr lang weilte ich noch auf der Ritterakademie, und wurde ſodann gleichfalls zu einem Regimente verſetzt, das aber von dem Orte, wohin mein Freund geſandt wurde, noch weiter entfernt lag, als die Stadt, worin ſich jenes Inſtitut befand. Einige Anverwandte verlangten mich in der Nähe zu haben, und brachten es endlich dahin, daſs ich in die Garniſon verlegt ward, wo ich noch gegenwärtig ſtehe.

Gewiſſe Familienverhältniſſe erforderten vergangenen Winter meine Anweſen-

heit in L. Ich war bereits mit meinen Verrichtungen zu Ende, und ſtand eben im Begriffe, wieder hierher zurück zu kehren; als ſich jener Vorfall ereignete, der auf Sie, meine Herren, einen ſo gewaltigen Eindruck bewirkte. Jetzt wird Ihnen dieſe Begebenheit minder unbegreiflich vorkommen; doch will ich Ihnen eine noch nähere Erläuterung derſelben nicht ſchuldig bleiben.

So bald Freund Wilhelm in ſeinem neuen Standorte anlangte, nahm ſogleich zwiſchen ihm und mir ein eifriger Briefwechſel ſeinen Anfang. Selbſt, nachdem man mich weiter von ihm entfernte, wurde dieſer ununterbrochen fortgeſetzt. Nach ungefähr fünf Jahren berichtete er mir, daſs er das Unglück gehabt, mit einem wilden Pferde zu ſtürzen, und ſonder Zweifel auf der Bruſt Schaden genommen hätte. Seine nachfolgenden Briefe heſtätigten dieſe Vermuthung. Er ſchrieb mir

endlich, es ſchien, als ob ſeine ehemahlige Ahndung in Erfüllung gehen würde; denn ſeine Geſundheit wanke von Zeit zu Zeit immer mehr, und einer der geſchickteſten Ärzte hätte ihm auf ſein Anſuchen kund gethan, daſs er zwar noch lange leben könnte, im Grunde aber ſein Übel wirklich unheilbar wäre. Er begleitete dieſe Nachricht mit der Verſicherung, daſs er jedes ſeiner Verſprechen halten würde, und bath mich, ihm ja noch recht oft zu ſchreiben; weil man doch nicht wiſſe, wie lange dieſer Briefwechſel noch dauern könnte. Ich erfüllte treulich ſein Verlangen; auch er fuhr immer fort, mir fleiſsig zu antworten. Von ſeinen Geſundheitsumſtänden ſchrieb er wenig mehr, und ſo oft ich auch darum anfragte, ſo erhielt ich doch hierüber keine befriedigende Auskunft mehr. Es ſchien, als ob er mich nicht gern in Angſt verſetzen wollte; und ich ehrte ſein feines Gefühl,

und erkundigte mich nicht länger nach seinem Befinden. Ein Jahr und einige Monathe mochten indeſs wieder vergangen seyn, und nun kam die Zeit heran, wo ich genöthiget war, mich nach L. zu begeben. Kurz vorher, ehe ich dieſe Reiſe antrat, kam noch ein Schreiben von Wilhelm an mich. Es lebte und webte ein beſonderer munterer Geiſt darin. Und ich, erfreut hierüber, erwiederte dieſen Brief auf der Stelle mit einem noch viel ſcherzhaftern. Während meines Aufenthalts in L. erhielt ich keine Nachricht von meinem Freunde. Ich ſchrieb dieſs der Nachläſſigkeit eines Bekannten zu, den ich bey meiner Abreiſe um die Übermachung aller Briefe erſuchte, die in meiner Abweſenheit an mich kämen. Oft wollte ich darum anfragen, konnte aber unter dem Wirbel von Geſchäften und Zerſtreuungen nie zur Ausführung dieſes Entſchluſſes gelangen. Wilhelms Krank-

heit ſchien in dieſem Zeitpuncte meinem Gedächtniſſe ganz entſchwunden zu ſeyn; wozu allerdings ſein letzterer heiterer Brief, ſo wie auch die Unterlaſſung des Berichtes von dem Fortgange derſelben nicht wenig beytragen mochte. Kurz, ich war munter und fröhlich, war es in jeder Geſellſchaft, war es ohne alle Verſtellung, bis auf den Augenblick, wo Sie meine Wange erbleichen, wo Sie mich ſinnlos zurück ſinken ſahen. Was damahls vor meinen Augen einher ſchwebte — ich werde nie dieſs Schreckgeſicht vergeſſen; allzu lebhaft ſteht es in jeder einſamen Stunde, oft ſelbſt noch in dem fröhlichſten Zirkel vor meinen Blicken — es war nichts anders, als das Bild meines Freundes Wilhelm. Sanft und friedlich, wie er verſprochen hatte, ſchwebte er im leichten Schatten daher. Doch wie vermochte ich den unverhofften Anblick zu tragen. Jeder Andere würde an

meiner Stelle erblafst, jeder Andere auſser ſich ſelbſt gerathen ſeyn.

Meine Geſchäfte waren, wie ich Ihnen ſchon gemeldet habe, zu Ende; warum ſollte ich mich einer Unterſuchung ausſetzen, wobey ich, ohne unhöflich zu ſeyn, nicht ſchweigen durfte, und doch auch nicht gern reden wollte; überdieſs war es mir nicht möglich, länger den fröhlichen, unterhaltenden Geſellſchafter vorzuſtellen. Ich ergriff alſo den klügſten Entſchluſs, und reiſete ſchnell nach meinem Standquartiere zurück. Hier fand ich einen Brief von Wilhelm, der kurz vor meiner Ankunft eingetroffen war. Ich bewahre ihn als Heiligthum auf. Hier iſt er, leſen Sie ihn. Meine Geſchichte iſt zu Ende. Nur das muſs ich Ihnen noch ſagen, daſs bald nach dieſem Schreiben die Richtigkeit meiner Erſcheinung beſtätiget wurde."

Julius nahm den Brief aus des Officiers Hand, und las ihn mit Schaudern;

auch Ferdinand las ihn mit dieſer Empfindung. Er lautete alſo:

„Lieber Guſtav!"

„Wenn du dieſen Brief erhältſt, wirſt du ohne Zweifel ſchon durch mich ſelbſt von meinem Tode benachrichtiget worden ſeyn. Ich verheimlichte dir den Fortgang meiner Krankheit, um dich nicht im voraus zu beunruhigen; aber jetzt iſt die Zeit da, wo ich nicht länger ſchweigen darf, wo dieſe Nachricht dich nicht mehr ſchrecken kann. Binnen drey Tagen, ſpricht mein Arzt, bin ich nicht mehr; und ich fühle es in meinem Inneren, daſs dieſe Bothſchaft der Ruhe mehr, als gegründet iſt, daſs ich nicht noch drey volle Tage auszudauern vermag. Nimm meinen Dank, Freund, für deine Treue, deine Liebe; dort werde ich dir beſſer danken. Weine nicht um mich. Mein Loos iſt gefallen; meine Ahndung traf ein. Bald

sehe ich dich diesseit; doch gebe der Himmel! lange noch nicht jenseit wieder."

Graf Julius reisete nun wieder mit seinem Freunde nach L. zurück. Beyde hatte die Begebenheit des Officiers in tiefes Nachdenken versetzt. Sie sprachen unaufhörlich davon, suchten alles hervor, was sich dagegen einwenden liefs, und wünschten doch im Innern ihres Herzens, dafs dieser Vorfall keine Fantasie seyn, dafs er sich wirklich so, wie er ihnen berichtet ward, ereignet haben möchte.

Die letzte Nacht ihrer Reise versprach äufserst angenehm zu werden. Unsere beyden Freunde entschlossen sich, auf Schlaf und Ruhe Verzicht zu thun, um in der stillen, einsamen Natur für ihr feyerliches Gefühl Nahrung zu suchen, um ihre Lieblingsneigung, in süfsen Schwärmereyen sich über diese Welt empor zu heben, zu befriedigen. Ihr Wunsch ward erfüllt. Der Mond arbeitete sich mit Macht

durch das düstere Gewölke; das schauerliche Dunkel verschwand, und im silbernen Lichte schimmerten bald die weiten Ebenen, worüber der Weg der beyden Reisenden führte. Julius gerieth ausser sich. Sein Auge schwamm in wollüstigen Thränen; sein Herz pochte wild; seine Hand zitterte in der Hand seines Freundes. Auch Ferdinand labte sich innigst an dem Anblicke der herrlichen Schöpfung, preste seinen Julius an sich, und ergoss die Empfindung in Worte, wodurch jener, seiner selbst unbewust, dahin gerissen ward. Das Ungestüm legte sich endlich in Julius Brust; sein feuriges Gefühl ging in sanfte Rührung über; stille Wehmuth folgte dieser, und an diese Wehmuth knüpften sich bald Vorstellungen, die Unglück und Gefahr zum Gegenstande hatten.

„Freund!" hob er an, „was wäre ich ohne dich? du, aus dessen Seele jeder

meiner Gedanken, wie aus einem Spiegel zurück ſtrahlt; du, der mit immer reger Theilnahme jede meiner Empfindungen ergreift, und milder und wohlthätiger meinem Geiſte zurück gibt; du, der die Kühnheit meiner Vorſätze entdeckt, falſlich mir macht, und mich, wenn ich auſser Welt und Wirklichkeit irre, in die Welt und zur Wirklichkeit zurück leitet; und dich, dich ſoll ich einſt verlieren? von dir ſoll ich mich trennen, gleich Jenem?" —

Plötzlich hielt hier Julius inne. Er erbebte, ſchmiegte ſich näher an ſeinen Freund, wollte weiter reden, und ſchwieg wieder. Ferdinand verſtand ihn.

„Julius!" begann er, „ſoll auch unter uns das Gelübde jener beyden Freunde gelten?"

„Soll es? — Soll es?" — wiederhohlte der Graf raſch und entzückt.

„Es gelte!" ſprach Ferdinand.

„Es gelte!" rief ihm Julius nach — „Ein kurzer, friedſamer Beſuch nach der Stunde des Todes, ſanfter und freundlicher, als jener war."

Umarmungen, Handſchläge und Eide verſiegelten den neuen in die Ewigkeit reichenden Bund. Unſere beyden Freunde fühlten ſich ſelig, wie jene Jünglinge, da ſie die ſchauderhafte Zuſage ſich wechſelſeitig gelobten. War der Umgang des edlen Paares vorhin vertraut und zärtlich geweſen, ſo ward er von dieſer feyerlichen Stunde an noch vertrauter, noch zärtlicher. Beyde hatten nur ein Gefühl, beyde nur einen Willen. Ihr Loos ſchien das beneidenswürdigſte zu ſeyn; nie ſah man zwey glücklichere Sterbliche. Doch auch dieſs groſse Glück traf das allgemeine Schickſal der Menſchheit, es war vergänglich.

Graf Julius erhielt eines Tages einen ſchwarz geſiegelten Brief. Zitternd erbrach

er ihn, und las die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters. Er war der einzige Erbe unzähliger Beſitzungen, unermeſslicher Schätze. Seine Gegenwart wurde von der Familie auf das ſchleunigſte begehrt, und der gute Jüngling muſste fort von ſeinem innig geliebten Ferdinand, muſste fort von der Akademie, ehe er noch ſeine Studien geendiget hatte.

Gern wäre ſein Freund mit ihm gegangen; aber auch ihn betraf ein hartes Unglück, ehe noch jene Bothſchaft ankam. Eine gefahrvolle Krankheit überfiel ihn, und Julius konnte kaum noch den Troſt auf den Weg mit ſich nehmen, daſs Ferdinands Übel ſich zu vermindern anfinge. Die Ärzte verbothen jede Gemüthsbewegung, verbothen dieſe um deſto ſchärfer, da ſchon der bloſse Bericht von Julius Abreiſe den Kranken in ſchlimmeren Zuſtand verſetzte; und ſo ſah ſich der arme Graf genöthiget, L. zu ver-

lassen, ohne den Abschiedskuss auf seines Freundes Mund gedrückt, und von ihm wieder empfangen zu haben.

Ferdinand trauerte um seinen Julius, und dieſs verzögerte lange seine Besserung. Endlich, da die allmächtige Trösterinn Zeit ihren Balsam auch in sein Herz fliessen liess, da genass er, ergetzte sich an den Nachrichten von seinem Freunde, ergoss nunmehr alle Empfindungen, die er sonst wörtlich dem Trauten mittheilte, in seine Briefe, und endigte mit Fleiss die akademische Laufbahn. Eine weite Reise ward bestimmt, sich dieser anzuschliessen. Er berichtete hiervon Julius, und äusserte den Wunsch, an seinem Arme in ferne Länder zu gehen; aber der Graf, so gern er auch diesen Wunsch seines Freundes erfüllt hätte, vermochte nichts gegen die dringende Aufforderung seiner Familie, daheim zu bleiben, und an die Fortpflan-

zung seines edlen Geschlechtes zu denken. Er schrieb an Ferdinand einen traurigen Brief, ersuchte ihn, ja mit möglichster Sorgfalt auf sein Wohl bedacht zu seyn, lud ihn, so bald er nach Deutschland zurückkäme, auf sein Schloss, und nahm zuletzt rührend von ihm Abschied, im Falle er ihn nie mehr wieder sehen sollte.

Von ganzer Seele gern hätte Baron Ferdinand auf seine Reise Verzicht gethan, wäre in die Arme seines Julius geeilt, und hätte im Schoosse der Freundschaft Ausland und Befriedigung seiner Neugierde vergessen; aber der alte Baron M. drang auf seine schleunige Abreise von L., und Ferdinand, immer ein folgsamer Sohn gehorchte.

Glücklich und sonder alle Gefahr kam unser Reisende bis nach Spanien. Hier aber war es, wo ein trauriges Loos seiner harrte, wo Jammer und Elend ihn

traf, wo ſein Verderben unvermeidlich zu ſeyn ſchien. Nirgends gefiel es ihm in dieſem Lande, und ſelbſt in der Hauptſtadt, ſelbſt in Madrit wollte es ihm keinesweges behagen. Sein Aufenthalt ſollte auch hier von kurzer Dauer ſeyn. Schon hatte er den Tag ſeiner Abreiſe beſtimmt, ſchon hatte er den Entſchluſs gefaſst, ganz Spanien ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen; als er auf ein Mahl in eine Bekanntſchaft kam, die die Ausführung dieſes Entſchluſſes noch mehr beſchleunigte. Dieſe Bekanntſchaft war ihrer Entſtehung und ihrem Zwecke nach äuſserſt ſonderbar, und eben deſshalb für den zur Schwärmerey, zum Auſserordentlichen geneigten Baron ungemein reizend.

Ferdinand wollte ſich eben eines Abends ziemlich miſsmuthig nach ſeinem Quartiere begeben, als der ihm folgende Bediente ihn anſtieſs, und ihm eine Figur zeigte, die, wie er ſagte, ſie ſchon den

ganzen Weg begleitete, bald nahe käme, bald wieder ſtehen bliebe, bald mit raſchen, bald mit langſamen Schritten einher träte. Der Baron häftete einen forſchenden Blick auf die Geſtalt. Sie zog ſich ſogleich zurück, kehrte ſich ſeitwärts, und that, als ob irgend ein anderer Gegenſtand ihre Aufmerkſamkeit beſchäftigte. Es war eine Figur von ſeltſamen Anſehen. Die überhand genommene Dunkelheit erlaubte nicht zu unterſcheiden, ob es ein Mann oder eine Weibsperſon wäre; doch ſah man deutlich, daſs der lange, übergeworfene Mantel nur zur Verkappung diene.

Ferdinand gab ſeinem Diener den Auftrag, ſich der Geſtalt zu nähern, und ſich zu erkundigen, ob ſie etwas von ihm begehre, und worin ihr Verlangen beſtände? Der Diener ging. Die Figur entfernte ſich, ſo bald ſie ihn auf ſich zukommen ſah; aber er eilte ihr ſchnell

nach, und kam nach wenig Minuten mit einem Briefe zurück. „Er ift an Sie, Herr Baron!" ſprach er; „der Überbringer wuſste ihren Nahmen und Stand auf das genaueſte, erwiederte aber kein Wort auf meine Frage, woher er käme, ſondern verlieſs mich mit der gröſsten Eilfertigkeit. Habe ich recht geſehen, ſo war der Bothe niemand anders, als eine jener Perſonen, die man hier gewöhnlich jungen Ehefrauen zur Geſellſchaft gibt. Die Duenna war, aller Verſtellung ungeachtet, unverkennbar. Ich wünſche Ihnen Glück, Herr Baron; aber hüthen Sie ſich; die Männer hier zu Lande ſind ſehr eiferſüchtig."

Baron Ferdinand eilte auf ſein Zimmer zu kommen. Man brachte Licht. Er eröffnete das erhaltene Schreiben, und las folgendes.

„Man rühmt die Deutſchen wegen ihrer Treue, ihrem Muthe und ihrer Fe-

ſtigkeit. Sie ſind ein Deutſcher, und ich flehe Sie an, mir eine Probe von der Wahrheit dieſes Rufes zu geben. Ich bin ein Unglücklicher; dieſs iſt das Recht, das ich auf Ihren Beyſtand habe. Däucht Ihnen mein Recht ungegründet, ſo entſage ich der Menſchheit, ſo kündige ich der Welt jede Verbindlichkeit auf, ſo endige ich noch dieſen Abend mein Daſeyn. Sind Sie aber bereit, Ihre Hand mir zu reichen, ſo hoffe ich, und lebe. Die neunte Stunde wird mein Schickſal entſcheiden. Mit dem Glockenſchlage derſelben harret der Überbringer dieſes Schreibens an Ihrer Thür."

Ferdinand las, las wieder, und legte endlich den Brief eben ſo erſtaunt, und noch erſtaunter aus ſeinen Händen, als er denſelben empfangen und erbrochen hatte. Die Gefahr des Abenteuers, die Pflicht, jedem Bedrängten Beyſtand zu leiſten, die Art, wie man ihn hierzu

aufforderte; alles dieſs begann endlich ſeiner Verwunderung ein Ende zu machen, und ſeine Seele mit banger Ungewiſsheit zu erfüllen. Doch die Ehre ſeines Vaterlandes war in Anſpruch genommen; Ferdinand, von jeher ſtolz darauf, ein Deutſcher zu ſeyn, däuchte ſich nunmehr aufgerufen, dieſes Glückes würdig zu werden, und ſchnell entſchloſs er ſich, das Abenteuer, und wäre es mit dem gröſsten Ungemache verknüpft, ſtandhaft zu beſtehen.

Die Glocke ſchlug neun; der Baron warf ſeinen Mantel um, verſah ſich mit geladenen Piſtolen und Seitengewehre, und verlieſs ſein Zimmer. Die Geſtalt, die ihm vorhin folgte, harrte ſchon ſeiner hinter der Hausthür in einen Winkel geſchmiegt. Ängſtlich deutete ſie ihm mit der Hand, und ging mit raſchen Schritten voran. Die Schnelligkeit ihres Ganges verdoppelte ſich mit jedem Au-

genblicke. Oft wendete sie sich, wie besorgt, ob der Baron ihr auch nachfolgte, und eilte sodann immer behenderer vorwärts. Endlich schwand sie in eine enge Nebenstrasse hinein. Ferdinand war weit hinter ihr, und strengte nun alle Kräfte an, ihr nachzukommen. Er fand sie seiner wartend.

„Herr!" sprach eine verstellte Stimme, „wollen Sie sich meiner Leitung überlassen?"

Deshalb folgte ich dir!" versetzte der Baron."

„Aber wollen Sie mir auch mit verbundenen Augen folgen?" fragte die vermummte Gestalt aufs neue. Ferdinand stand an, diese Frage zu beantworten.

„Sie haben nichts zu befürchten!" fuhr jene Figur fort; „die Gefahr ist blos auf dessen Seite, der mich sandte; er wagt viel, sich Ihnen zu entdecken, deshalb muss er sicher gehen."

„Nun wohl!" erwiederte der Baron; „ich gebe mich drein!" langte zu gleicher Zeit ſein Tuch hervor, und verhüllte mit eigener Hand ſeine Augen. Sein Geleitsmann zog ſelbſt den Knoten zu, rückte die Binde vorwärts noch tiefer herunter, ergriff ſodann ſeinen Arm, und leitete ihn eine halbe Stunde lang durch unebene, und, wie es bey der allzu groſsen Stille ſchien, durch abgelegene Straſsen; der Führer ſprach kein Wort; zuweilen ſeufzte er tief; zuweilen riſs er den Baron gewaltſam weiter, als brenne er vor Ungeduld, ihn bald an Ort und Stelle zu wiſſen.

Endlich hörte Ferdinand eine Thür knarren; endlich trat ſein Fuſs auf gedielten Boden. Noch immer mit verbundenen Augen wurde er, dem Anſcheine nach, durch einen langen Gang geführt; dieſen begrenzte eine Treppe. Mühſam klimmte er an der Hand ſeines Geleits-

mannes hinauf. Eine Thür öffnete sich.

„Ist er da?" rief eine rauhe Stimme.

„Gottlob!" versetzte der Führer. Plötzlich wurde die Binde des Barons gelöset. Die vermummte Gestalt ersuchte ihn, in das offen stehende Gemach zu treten, und verschwand. Ferdinand trat hinein, und sogleich schloss sich die Thür, wie von einer unsichtbaren Hand regiert, mit grausem Geräusche hinter ihm zu.

Niemand war in dem Zimmer vorhanden; eine einzige trübe Kerze erleichtete es; Grabesstille herrschte überall. Unsern Baron wandelte inniges Grauen an. Er griff nach seinem Gewehre, und bereitete sich auf die schauderhafteste Erscheinung; doch er irrte. Eine Seitenthür öffnete sich, und es erschien ein Mann; ein Mann von edlem Ansehen, prächtig gekleidet, eine Larve vor dem Gesichte.

„Mein Herr Baron," sprach er, „Sie sind in Bereitschaft, Madrit zu verlassen?"

„Das bin ich!" verſetzte Ferdinand erſtaunt.

„Würden Sie ſich wohl entſchlieſsen können, einen Geſellſchafter mitzunehmen?"

„Warum nicht?" —

„Aber einen Menſchen, der unglücklich iſt, und der Sie leicht mit unglücklich machen könnte?"

„Mein Herr, ich verſtehe Sie nicht."

„Das ſollen Sie bald. Setzen Sie ſich, und faſſen Sie Vertrauen zu mir; Sie ſind bey einem rechtſchaffenen Manne."

Aufser ſich vor Verwunderung ſetzte ſich der Baron an des Verlarvten Seite, und dieſer begann nach kurzer Pauſe von neuem alſo:

„Es wird Ihnen bekannt ſeyn, daſs es hier zu Lande ein Gericht gibt, welches Inquiſition heiſst. Seine Macht iſt unbegrenzt; denn es rühmt ſich, die Rechte des Himmels zu verwalten, und ſcheuet

also kein Anſehen der Perſon. Seine Richter ſind Pfaffen, Männer, die keine Kenntniſs von der eigentlichen Rechtswiſſenſchaft haben; und dieſs iſt das Traurigſte. Jede Angabe, nenne ſich der Kläger, oder nenne er ſich nicht, gilt vor dieſem Richterſtuhle als wahr; und ein Wort iſt genug, um vor ihm erſcheinen zu müſſen. Man beſoldet Spione, die durch das ganze Land umher gehen, lauern und forſchen, ja oft reizen, um dieſen Tyrannen Opfer zu verſchaffen. Keine Verantwortung wird gehört; Bekenntniſs der Wahrheit ſoll das einzige Mittel zur Vergebung ſeyn, und iſt es nie. Man beginnt gröſsten Theils den Prozeſs mit Einziehung des Beklagten; ohne ihm ſein Verbrechen bekannt zu machen, wird er in ein fürchterliches Gefängniſs geworfen; ohne ihm ſein Verbrechen bekannt zu machen, wird er vor Gericht geführt, wo man ihn nöthiget, ſich ſelbſt anzu-

klagen. Das Ende des Prozeſſes iſt ſo ſchrecklich wie ſein Anfang, und ſelten kömmt es zu dieſem Ende. Viele Tauſende ſehen nie das Tageslicht wieder, viele Tauſende verſchmachten in den gräſslichſten Kerkern."

„Ein ſolches Gericht iſt unſere heilige Inquiſition, und in die Hände dieſes unmenſchlichen Gerichts laufe ich Gefahr zu fallen. Einer meiner Anverwandten ward vor kurzem durch daſſelbe unglücklich. Ich gerieth in Zorn, ſprach mehr, als ich ſollte, ſprach zu laut, und erwarte nun mit Zittern meine Vorladung vor den ſchrecklichen Richterſtuhl. Ich weiſs aus ſicherer Hand, daſs dieſe morgen oder übermorgen ergehen wird. Ich bin reich; dieſs macht meinen Untergang gewiſs, und ich ſehe mich alſo nothgedrungen, das Äuſserſte zu meiner Rettung zu wagen. Sie, mein Herr, ſind ein Fremder, ſind bereit, von Madrit

abzureifen. Niemand kann Verdacht auf Sie haben. Nehmen Sie mich in der Verkleidung eines Bedienten auf Ihren Wagen, und ſo über Spaniens Grenzen."

Der Verlarvte ſchwieg, und harrete ängſtlich auf Ferdinands Antwort. Dieſer glaubte kein Wagſtück bey dieſem Handel zu unternehmen, hielt es über dieſs für pflichtwidrig, einem Bedrängten ſeine Bitte zu verſagen, und war ſogleich willig, den von der Inquiſition Verfolgten in Schutz zu nehmen. Unbeſchreiblich war das Entzücken des unglücklichen Mannes. Er warf ſeine Maske vom Geſicht, umarmte den Baron, küſste ihn, und preſste ihn an ſeine Bruſt, als ob er ihm jetzt ſchon Leben und Freyheit verdankte.

„Vergeben Sie!" rief er, „vergeben Sie mir, daſs ich ſo weitläuftig, ſo argwöhniſch zu Werke ging. Ach! die Gefahr iſt zu groſs. Und ob Sie gleich ein Deutſcher ſind, ſo beſorgte ich doch Ih-

re gerechte Furcht vor einem Gerichte, das ſo mächtig iſt. Jetzt erſt erkenne ich in ſeinem wahren Lichte den edlen Charakter Ihrer Nation; Groſsmuth und Unerſchrockenheit ſind ſein Eigenthum, wie Treue, Muth und Feſtigkeit. Geſegnet ſey die Stunde, in der Sie nach Madrit kamen; geſegnet ſey die Stunde, in der ich Sie kennen lernte! Ich bin gerettet. Mein Geiſt ſchwingt ſich in dieſem Augenblicke über jede Bedenklichkeit. Neue Kraft ſtrömt durch meine Adern, neue Standhaftigkeit erhebt ſich in meinem Herzen. Sie haben mich mir ſelbſt wieder gegeben; Sie haben mich befreyet von Furcht, von Schmach, von Gefängniſs, vom Tode. Ewig werde ich Ihnen als meinem gröſsten Wohlthäter danken!" —

Ferdinand erinnerte den freudetrunkenen Spanier, daſs die Gefahr noch nicht vorüber wäre. Dieſe Erinnerung brachte

ihn aus ſeinem Taumel zurück ; und beyde überlegten nun, wie ſie ihr Vorhaben auf das ſicherſte auszuführen vermöchten.

Es fanden ſich wenig Schwierigkeiten. Die Abreiſe wurde auf den kommenden Morgen noch vor fünf Uhr beſtimmt. Bis dahin wollte der Verfolgte alles, was er von ſeinen Schätzen fortbringen könnte, zuſammen packen, und mit Hülfe ſeiner treueſten Domeſtiken dem Baron übermachen. Kurz, alle Maſsregeln wurden ſo gut genommen, daſs man ſich den beſten Ausgang von dieſem gefahrvollen Unternehmen verſprechen durfte.

Der Baron ſchied nun von dem Spanier, der ihm nochmahls bey allem, was heilig iſt, beſchwor, ihm getreu zu verbleiben. Ferdinand gab ſeinen Eid zum Pfande, und verliefs, von der vorigen vermummten Geſtalt geleitet, das Haus des Beängſtigten. Dieſe Geſtalt war ein verkleideter Diener deſſelben, Erfreut und ohne

alle Verstellung seiner Stimme, entdeckte er nunmehr, dafs es vorhin des so langen Weges nicht nöthig gewesen wäre, hätte diefs nicht die Sicherheit seines Herrn erfordert. „Der vordere Theil dieses Hauses," sprach er, „liegt dem Gasthofe gegen über, worin Sie Quartier genommen haben. Daher kennt Sie mein Herr; daher kommt es, dafs er auf Ihre Hülfe in einer Lage rechnete, die die gefährlichste ist, worein hier zu Lande ein Mensch nur zu kommen vermag."

Unter diesem Gespräche führte der Diener unsern Baron die Treppe hinab, und den Gang hindurch, bis zu der Hausthür zurück.

„Schlagen Sie die enge Strafse links ein," rief er ihm hier zu; „Sie werden dann sogleich zu Ihrem Gasthofe gelangen."

Der Bediente, den Ferdinand in Madrit annahm, erwartete sehnsuchtsvoll

seinen Herrn, und erkundigte sich bey seiner Ankunft sogleich, ob er nicht Recht gehabt hätte, dass der Überbringer des Briefes eine Duenna gewesen, und ob die Gebietherinn derselben eine reizende Dame sey? Ferdinand bediente sich dieses Irrthums zu seinem und seines zukünftigen Reisegefährten Vortheile. „Er hat vollkommen Recht gehabt!" erwiederte er. „Wollte der Himmel, ich hätte den verlangten Besuch nicht abgestattet. Die Folge davon ist, dass ich morgen in aller Frühe Madrid verlassen muss."

Der Diener erschrak, brach in Klagen über den plötzlichen Verlust eines so guten Herrn aus, und dieser gab ihm sogleich den Auftrag, seinen letzten Dienst zu verrichten, und die Pferde zu seiner Abreise zu bestellen. Diess geschah. Der Baron belohnte den Mann reichlich, und entliess ihn auf das freundschaftlichste aus seinen Diensten.

Kaum graute der Tag, so war auch schon alles zur Abfahrt bereit. Die Pferde kamen an; der Wagen wurde mit den heimlich herbey gebrachten Schätzen des Spaniers bepackt; und noch war es nicht fünf Uhr, als Ferdinand mit dem Verfolgten, der sich sorgfältig seinem angenommenen Charakter gemäss gekleidet hatte, die Kutsche bestieg, und dem nächsten Thore zueilte. Aber noch waren unsere Reisenden nicht bis dahin gelangt, als plötzlich ein lautes Halt ertönte. Der Fuhrmann gehorchte der unbekannten Stimme. Ein langer Mann, in einen Mantel gehüllt, trat zu der Wagenthür, fragte trotzig: „Wer sind die Herren?" und wiederhohlte diese Frage, da er keine Antwort erhielt, mit noch viel barscherem Tone.

Ferdinands Gesellschafter rief, so bald der erste Zuruf erscholl, „Ich bin verloren!" und presste sich in der peinlich-

sten Angst fest an den Baron, als wollte er bey ihm Schutz und Hülfe suchen. Jetzt, da sich die Schreckgestalt am Wagen zeigte, und ihre Untersuchung begann; jetzt schien alle seine Besinnung dahin; jetzt schien kein Leben mehr in ihm zu seyn. Ferdinand war anfänglich nicht weniger ausser sich; doch er fasste Muth, und erwiederte auf die zweyte Frage des Unbekannten: „Ich bin ein Deutscher Baron; wer ist der, der meine Reise aufzuhalten wagt?"

„Das sollen Sie bald erfahren, Herr Baron!" versetzte der lange Mann mit donnernder Stimme, ging zugleich vorwärts, und befahl dem Kutscher umzukehren, und den Weg zu fahren, den er ihm zeigen würde. Der Kutscher gehorchte. Der Baron sprang zornig aus dem Wagen; aber er bebte zurück, da er bey der Dämmerung des anbrechenden Tages einen ganzen Schwarm Be-

waffnete gewahrte, die rüftig von allen Seiten herbey eilten. Er ftieg in die Kutſche zurück; und langſam, als gäbe es einen Todtenzug, ging die Fahrt weiter.

Ferdinand dachte nichts mehr. „Verloren! verloren!" rief unaufhörlich der Spanier, der ſich jetzt wieder erhohlte. Eine Stunde lang wurde noch gefahren: dann war man an Ort und Stelle. Die Flügel eines groſsen eiſernen Thores rauſchten aus einander. Der Wagen rollte hinein, und die Thüren fielen ſchnell hinter ihm zu. Unſere Reiſenden befanden ſich in einem Gefängniſſe, befanden ſich in den Händen der Inquiſition. Man öffnete die Kutſche von beyden Seiten zugleich, riſs den Baron und den Spanier heraus, und brachte ſie in verſchiedene Kerker.

Eine Stunde früher abgereiſet, und die beyden Unglücklichen wären vielleicht geborgen geweſen; aber man war eben im Begriffe, den Mann, den Ferdinand

zu retten gedachte, in ſichere Verwahrung zu bringen, als dieſer ſich zu dem Baron geflüchtet hatte, und mit ihm von dannen wollte.

Man durchſuchte das ganze Haus, fand jenen treuen Diener des Verfolgten, der ihm ſeinen Retter zuführte, und, nach dem Befehle ſeines Herrn, ebenfalls verkleidet nachreiſen ſollte, bedrohte dieſen mit den fürchterlichſten Martern, und der vor Schrecken auſser ſich geſetzte Menſch bekannte alles, was er nur wuſste. Man rief ſogleich mehrere Wache herbey, eilte nach allen Thoren, und fand bald, wonach man verlangte.

Hart und gräſslich war die Gefangenſchaft des Barons. Was aus dem Spanier wurde, erfuhr man nicht. Sechs Wochen ſchmachtete Ferdinand, ehe man ihn das erſte Mahl vor Gericht forderte. Er vermuthete hier ſein Urtheil zu hören, und rüſtete ſich mit Gleichmuth und Stär-

ke; aber er irrte. Man machte ihm blofs bekannt, dafs es für ihn nur einen Weg gäbe, aus den Händen der Inquifition zu kommen, dafs er felbft darüber nachdenken follte, und dafs man in einigen Wochen feinen Entfchlufs vernehmen würde.

Ferdinand errieth leicht, wohin man zielte; aber er entfchlofs fich, feft und ftandhaft allen feinen Grundfätzen getreu zu bleiben, und nicht durch Verläugnung deffen, was ihm Geburt und Erziehung für Wahrheit zu halten gebothen, feine Freyheit zu erkaufen. Mit edlem Stolze äufserte er diefen Vorfatz, als man ihn nach vier Wochen aufs neue vor das fchreckliche Gericht führte. Man würdigte ihn keiner Antwort, fondern befahl, ihn wieder in feinen Kerker zu bringen, damit er Zeit und Mufe bekäme, fich eines anderen zu befinnen; doch Ferdinand befann fich keines anderen. Sein

Vorſatz ſtand unwandelbar, und keine Drohung vermochte auf ihn zu wirken. Schon ſchmachtete er jetzt über vier Monathe im Gefängniſſe. Sein Leben begann ihm eine Laſt zu werden, und er verlangte ſehnſuchtsvoll nach Auflöſung, ſey es auch durch die furchtbarſte Todesart.

Einſt lag er zur Nachtzeit auf ſeinem feuchten Strohe, dachte der Vergangenheit, dachte der glücklichen Zeiten ſeiner Kindheit, durchlebte im Geiſte nochmahls die verfloſſenen Jünglingsjahre, und verſank endlich in ſchwermuthsvolles Nachdenken, über das traurige Schickſal, daſs ihn fern von Freunden und Vaterlande betraf, das ſchon ſo frühzeitig das Ende ſeiner Tage herbey zu rufen drohte. Lebhaft ſtellte er ſich zugleich den Jammer des Vaters vor, der ſeine einzige Freude, ſeinen geliebten Sohn verlor, ohne zu wiſſen, welchem

Unglücke er dieſen Verluſt zuſchreiben ſollte, ohne zu erfahren, welches Loos ihm zu Theile ward, und ohne vergewiſſert zu ſeyn, ob er mit oder ſonder Schuld in ſein Verderben gerieth. Ein grauſer Schauer überfiel ihn bey dieſer Vorſtellung; kalter Schweiſs rann über ſeine Stirn; bebend vor innerer Angſt, raffte er ſich empor, und ſtieſs verzweiflungsvoll gegen die Mauer, als wollte er ſich einen Durchgang eröffnen; als wollte er hin zu ſeinem bekümmerten Vater eilen; aber bald drang die Unmöglichkeit ſeiner Befreyung mit allen ihren Schrecken auf ſeine Seele, und er ſank rückwärts danieder, und ein Thränenſtrom floſs an ſeiner bleichen Wange herab.

Die Glocke ſchlug in der Ferne eins; Todesſtille herrſchte überall; plötzlich erhob ſich ein leiſes Rauſchen an der eiſernen Thür; es war, als forſchte eine unbekannte, ſchüchterne Hand nach dem

Schloſſe. Das Geräuſch dauerte kurze Zeit; alles war wieder ſtill; aber bald erhob es ſich aufs neue, und lauter und emſiger, als vorhin. Ferdinand richtete ſich von ſeinem Lager empor, und kaum faſs er aufrecht, ſo fuhr die Thür, wie vom Sturme getrieben, doch ſonder alles Getöſe, aus ihren Angeln; und ein küh-les Wehen ſtrich ſanft an ſeiner Wange vorüber. — Erſtaunt und ſehnſuchtsvoll harrte der Gefangene, wer noch zu dieſer Zeit in ſeinen Kerker treten würde. Er wähnte, die Stunde des Todes ſey gekommen, und empfahl ſeine Seele dem, der ſie ſchuf; aber er irrte: es war die Stunde der Befreyung, die gekommen war. Niemand trat in den Kerker, und die Thür blieb geöffnet; ein ſchwacher Lichtſtrahl brach durch die Finſterniſs; es ſchien, als ob aus weiter Entfernung der Schimmer einer Lampe dämmerte. Ferdinand weilte noch lange Zeit unent-

ſchloſſen auf ſeiner Lagerſtätte, harrte und harrte, ob kein neues Geräuſch entſtehen, ob ſich kein lebendiges Weſen zeigen würde; doch ſein Harren war umſonſt; kein neues Geräuſch entſtand, kein lebendiges Weſen zeigte ſich. Endlich erhob er ſich, taumelte nach der offen ſtehenden Pforte, und trat aus ſeinem Gefängniſſe. Er kam auf einen groſsen tiefen Saal, rings umher waren verſchloſſene Thüren. Am Ende des Saals öffnete ſich ein Gang, in deſſen Mitte die Lampe brannte, Ferdinand blickte ſchüchtern umher, wendete ſich unentſchloſſen von Seite zu Seite, und ging endlich, ſich ſelbſt unbewuſst, den Saal entlang bis an die Öffnung des Ganges; auch dieſen durchirrte er. Überall ruhte noch Stille. Jetzt ſtand er an einer Treppe, und plötzlich erhob ſich hinter ihm Getöſe. Auſser ſich eilte er die Treppe hinab, fand am Ende derſelben ein Fen-

ſter, öffnete es, und ſprang behende hinaus.

Glücklich erreichte unſer Flüchtling den Boden, ſah forſchend umher, und erkannte in der Dunkelheit, daſs er ſich auſser einer hohen Mauer, daſs er ſich im Freyen befände. Sonder Säumen eilte er von dannen, eilte raſtlos weiter, bis er endlich in einen dichten Wald gelangte. Der Tag brach an, und er war am Ausgange deſſelben. Ein ehrlicher Landmann, dem er erzählte, daſs er ſich zur Nachtzeit verirrt hätte, führte ihn freundlich in ſeine Hütte, gab ihm Nahrung, gab ihm ein altes Kleid, und in dieſem Anzuge ſetzte der Baron ſeine Reiſe fort, und erreichte unerkannt Spaniens Grenzen.

Erſchöpft von Beſchwerden, kämpfend mit allen Qualen des Mangels, erlag er dennoch nicht. Stets aufs neue von der entzückenden Vorſtellung geſtärkt, bald

ſein Vaterland, bald Vater und Freunde wieder zu ſehen, kam er endlich bis nach einer Stadt in Frankreich, wo er auf einen deutſchen Cavalier ſtieſs, der ſein edles Geſchlecht kannte, ihn unterſtützte, und bis nach ſeiner Heimath förderte.

Unausſprechlich groſs war die Freude ſeines Vaters. Der gute Alte wähnte ſeinen Sohn todt, und hatte keinen Wunſch mehr, als ihm bald nachzufolgen. Auch Ferdinands Freude war überaus groſs; aber ſchon in der erſten Stunde wurde ſie furchtbar gemindert. Er fragte entzückt nach ſeinem Freunde Julius, und vernahm die traurige Nachricht: ein Schlagfluſs habe den jungen Grafen vor kurzer Zeit plötzlich hinweg gerafft. Auſſer ſich forſchte der Baron nach dem Tage, nach der Stunde von Julius Tode, und erfuhr, daſs dieſer Tag, — — dieſe Srunde — die nähmlichen waren — — wo ſich ſein Kerker öffne-

te, und wo er ſeine Freyheit wieder erlanget hatte. —

Aus ſchriftlichen und mündlichen Traditionen iſt dieſe merkwürdige Begebenheit heraus gezogen. Der Verfaſſer bürgt zwar für die Wahrheit der Geſchichte, doch nicht für die Sage, daſs der Graf F. durch die Hülfe ſeines abgeſchiedenen Freundes gerettet worden wäre. Indeſſen iſt ſo viel gewiſs, daſs der Graf, welcher ſonſt ein ſehr kluger und aufgeklärter Mann war, ſtandhaft bis an das Ende ſeines Lebens dabey blieb. Unter dem auserleſenen Zirkel von ſeinen Freunden ſprach er gern und mit vieler Wärme von ſeinen ſpaniſchen Abenteuern.

Zu Folge einiger hinterlaſſenen Papiere, deren Werth nicht unbeträchtlich iſt, war er ein höchſt merkwürdiger Menſch.

Sein grofser Reichthum und edles Herz mit ſo vielen Talenten begabt, hätte ihn eines beſſeren Schickſals würdig gemacht. Er iſt nicht mehr — — denn er ſtarb einen plötzlichen Tod den 19ten Auguſt 1767.

Vielleicht liefert der Verfaſſer ein Mahl mit der Zeit mehrere Scenen von dieſem ſchätzbaren Manne.

Bayerische Staatsbibliothek München

XX
IX,87

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kaffka, Johann Christoph, 1754-1815 / Sambach, Christian [Kupferstecher] [Illustrator] / Kohl, Clemens, 1754-1807 [Kupferstecher] [Illustrator]

Ruinen Der Vorzeit

Bd.: [1]

Breslau ; Leipzig (1793)

P.o.germ. 1188-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117482-7
VD18 80017029